

Jänich-Bäßler, Pia

Fähigkeiten und Potenziale von Menschen mit geistiger
Behinderung am Beispiel von Art Brut

BACHELORARBEIT

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit
Roßwein, 2011

Jänich-Bäßler, Pia

Fähigkeiten und Potenziale von Menschen mit geistiger
Behinderung am Beispiel von Art Brut

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit
Roßwein, 2011

Erstprüfer: Frau Prof. Wedler

Zweitprüfer: Herr Prof. Faust

Bibliographische Beschreibung:

Jänich-Bäßler, Pia

Fähigkeiten und Potentiale von Menschen mit geistiger Behinderung am Beispiel von Art Brut. 40 S. Roßwein, Hochschule Mittweida/Roßwein (FH), Fakultät Soziale Arbeit, Bachelorarbeit, 2011

Referat:

Die Arbeit beschäftigt sich mit Fähigkeiten und Potentialen von Menschen mit geistiger Behinderung im künstlerischen Kontext unter Einbeziehung des Kunstbegriffs Art Brut (franz. für unverbildete, rohe Kunst).

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt dabei auf einer intensiven Literaturrecherche, durch die vorhandene Sichtweisen auf das Phänomen geistige Behinderung ermittelt und Einstellungsänderungen gefunden werden sollen.

Die geführten Interviews zweier Art Brut Künstler mit geistiger Behinderung stellen keine empirische Untersuchung im Sinne einer Beweisführung dar, sondern sollen die Bedeutung von künstlerischen Ausdruck und nonverbaler Kommunikation verdeutlichen.

EINLEITUNG	1
1. GEISTIGE BEHINDERUNG	2
1.1. GEISTIGE BEHINDERUNG AUS SOZIALMEDIZINISCHER PERSPEKTIVE	3
1.2. GEISTIGE BEHINDERUNG AUS SOZIOLOGISCHER PERSPEKTIVE	6
1.3. GEISTIGE BEHINDERUNG AUS SICHT DER PÄDAGOGISCHEN ANTHROPOLOGIE	8
2. GESELLSCHAFTLICHER UMGANG MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	12
2.1. LEBEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	12
2.2. EINSTELLUNGEN GEGENÜBER MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	14
2.3. MÖGLICHKEITEN EINER EINSTELLUNGSVERÄNDERUNG GEGENÜBER MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	19
3. FÄHIGKEITEN UND POTENZIALE VON MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	21
3.1. KREATIVITÄT UND GEISTIGE BEHINDERUNG	21
3.2. KREATIVITÄT UND INTELLIGENZ	24
3.3. FORMEN KÜNSTLERISCHEN ARBEITENS	26
4. L' ART BRUT	28
4.1. KUNST- UND SOZIALGESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG	28
4.2. JEAN DUBUFFET (1901 – 1985) UND ART BRUT	31
4.3. VORSTELLUNG ZWEIER ART BRUT KÜNSTLER MIT GEISTIGER BEHINDERUNG	33
FAZIT	37
LITERATURVERZEICHNIS	38
INTERNETQUELLEN	40
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	40
ANHANG	1
<i>INTERVIEW MIT HERR H.</i>	<i>1</i>
<i>INTERVIEW MIT FRAU S.</i>	<i>A</i>

Einleitung

„Die Malerei bringt nichts zum Bewusstsein und insbesondere nicht das Tastbare. Sie tut eher das Umgekehrte: Sie verleiht sichtbare Existenz dem, was das alltägliche Sehen für unsichtbar hält, sie bewirkt, dass wir keinen »Muskelsinn« brauchen, um den Umfangreichtum der Welt zu erfassen“ (Merleau-Ponty 1984, S. 19).

Der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty war der Auffassung, dass wahre Kunst nicht das Abbild der visuellen Wirklichkeit darstellt, sondern das Unsichtbare sichtbar macht. Durch das künstlerische Schaffen verleihen Menschen mit geistiger Behinderung ihren Empfindungen, Bedürfnissen, Wünschen und Phantasien Flügel, weisen den Betrachter auf neue Sichtweisen hin und lenken den Blick auf Aspekte der Welt, die sonst verborgen bleiben würden. Dementsprechend haben sie nicht nur Anspruch auf einen Platz in der Gesellschaft, auch im kulturellen Leben sollten sie mehr Beachtung finden. Aus diesem Grund beschäftigt sich die hier vorliegende Arbeit mit den Fähigkeiten und Potentialen von Menschen mit geistiger Behinderung im Bereich der künstlerischen Gestaltung. Ziel dieser Arbeit ist es, einen Einblick in die Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung zu geben und Perspektiven für eine pädagogische Grundeinstellung und Förderung von Kreativität bei Menschen mit geistiger Behinderung im sozialen Bereich zu zeigen. Gegliedert ist die Arbeit in vier Themenbereiche:

Der Erste Themenschwerpunkt beschäftigt sich mit der Definition von geistiger Behinderung. Die Erklärungen von Fähigkeiten und Potentialen setze ich voraus und werde daher auf diese verzichten. Um einen umfassenderen Blick auf das Phänomen der geistige Behinderung zu bekommen, werden ich hier Definitionen aus der sozialmedizinischen, soziologischen Perspektive und aus Sicht der pädagogischen Anthropologie anführen. Im zweiten Abschnitt geht es um den gesellschaftliche Umgang, die Einstellungen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung und der entsprechenden Rollenzuweisung. Eine grundlegende Einführung über die Kreativität und Intelligenz von Menschen mit geistiger Behinderung versuche ich im dritten Themenbereich zu geben. Des Weiteren werden Arbeitsprinzipien im Rahmen künstlerischen Arbeitens in der sozialpädagogischen Disziplin präsentiert. Anknüpfend daran stellt der vierte und letzte Teil meiner Arbeit den französischen Maler und Bildhauer Jean Dubuffet und den von ihm geprägten Begriff der Art Brut vor.

1. Geistige Behinderung

Menschen mit geistiger Behinderung sind und waren schon immer ein Teil der Gesellschaft, aber erst die Epoche der Aufklärung gab den Anstoß für die methodische Erforschung, Definition, die Betreuung und Unterweisung der Betroffenen und damit auch die Abgrenzung zu anderen Formen von Behinderungen. Insbesondere die Unterscheidung zwischen psychischer Erkrankung und geistiger Behinderung wurde definiert. Bereits Locke (1689) grenzte in seinem Aufsatz über die menschliche Vernunft die psychische Erkrankung von der geistigen Behinderung ab. Aber es sollte noch ein ganzes Jahrhundert vergehen, bis diese sich durchsetzte: „Locke unterschied zwischen Idioten (idiots) und Irren (madman). Die »Idioten« würden wenig Gedanken äußern und auf deren Grundlage kaum weitere Überlegungen anstellen, die »Irren« dagegen würden zwar richtige Überlegungen anstellen, dabei aber von falschen Ideen ausgehen“ (Wendeler 1993, S.10 f.). Folgend wurde zur Differenzierung der Intelligenzbegriff herangezogen. Relevant für die praktische Definition geistiger Behinderung wurden die ersten Tests zur Intelligenzmessung, welche Anfang des 20. Jahrhunderts von Binet et al. entwickelt wurden. Seither ist in der Wissenschaft die geistige Behinderung als schwache soziale Kompetenz in Verbindung mit niedriger Intelligenz festgelegt (vgl. Wendeler 1993, S. 10 f.).

Der Nationalsozialismus steht für einen großen Bruch in der Entwicklung der Erforschung und des Umgangs mit Menschen mit geistiger Behinderung. Sie wurden erst zwangssterilisiert und später im Rahmen der Euthanasie getötet. Nach dem Krieg in der Phase des Wiederaufbaus wurden sie weitgehend ignoriert. Sie lebten nach wie vor in dem elenden Nichts von Anstalten, wenn sich jedoch ihre Eltern um sie kümmerten, so erhielten diese kaum Unterstützung. Es gab keine speziellen Einrichtungen, wie Kindergärten oder Schulen, die sie hätten aufnehmen können. Im Gegenteil, bezugnehmend auf Paragraphen in Schulgesetzen, deren Inhalte einem Paragraphen des Reichsschulpflichtgesetzes von 1938 entsprachen, wurden Menschen mit geistiger Behinderung für „bildungsunfähig“ erklärt und somit von der Schulpflicht freigestellt. Erst ab Ende der 50er Jahre entstanden die ersten Schulen und Werkstätten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung (vgl. ebd., S.9).

Der eigentliche Begriff der *geistigen Behinderung* wurde erst durch die 1958 gegründete Vereinigung „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“ (heute: „Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V.“) geprägt. Zum Einen sollte diese neue Bezeichnung als Abgrenzung zu den damals üblichen Termini der „Idiotie“, des „Schwachsinns“ und des „Blödsinns“ dienen, welche mit vielen nachteiligen Bedeutungen für den so bezeichneten Menschen behaftet waren. Zum Anderen sollte er den angloamerikanischen Begriff „mental handicap“ möglichst entsprechen (vgl. Wendeler 1993, S. 9).

Was aber meint der Begriff „geistige Behinderung“ im praktischen Sinne, zumal vor allem das Wort „Geistig“ derartig dehnbar ist, dass es kaum zur Klärung eines Sachverhaltes dient. Geistige Behinderung kann ebenso wenig als „Behinderung“ des Geistes beschrieben werden. Auch wenn der Begriff des „Geistes“ auf Intellekt reduziert wird, bleibt es sehr umstritten, ob dies wirklich dem Sachverhalt einer sogenannten geistigen Behinderung nahe kommt. Gleichwohl hat sich diese Charakterisierung durchsetzen können, nicht zuletzt durch die Gründung der Vereinigung „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“. Die geistige Behinderung ist aber meines Erachtens viel komplexer und durch vielfältige Einflüsse sozialer und gesellschaftlicher Faktoren bestimmt. Um sich diesem Begriff weiter zu nähern, wird im folgenden auf unterschiedliche Perspektiven aus der Sozialmedizin, der Soziologie und der pädagogischen Anthropologie eingegangen.

1.1. Geistige Behinderung aus sozialmedizinischer Perspektive

Die ersten Begriffsdefinitionen zur geistigen Behinderung lieferte die Medizin. Auf diese griff auch die Pädagogik zurück, als sie ihre ersten Thesen zur geistigen Behinderung aufstellte. Sogar die Bildung und Erziehung in den ersten Anstalten für behinderte Kinder wurden von Ärzten übernommen. Medizinische Klassifikationssysteme beherrschten die Lehrbücher der früheren Zeit (vgl. Borchert 2000, S.183).

Doch auch die Fachrichtung der Medizin kommt ohne eine Systematisierung nach Genese, Zeit des Auftretens und Schwere der Schädigung nicht aus. Sie bietet jedoch eine wesentliche Ergänzung, wenn es der medizinischen Forschung gelingt, Verhaltensmerkmale, die durch bestimmte Hirnfunktionsstörungen bedingt sind zu

identifizieren und festzustellen welche Hilfen daraus resultieren. (vgl. Bleidick 1995, S. 64 f.).

Dies berücksichtigend definieren die American Association on Mental Deficiency (AAMD 1973) und die World Health Organization (WHO 1974) geistige Behinderung folgendermaßen (Neuhäuser/Steinhausen 1990, S. 11):

„Mental retardation refers to significantly subaverage general intellectual functioning existing concurrently with deficits in adaptive behavior, and manifested during the developmental period“ (AAMD 1973)

„Mental retardation is especially characterized by subnormality of intelligence and is of a nature or degree that requires or is susceptible to medical treatment or other special care or training of the patient“ (WHO 1974)

Diese Definitionen benennen drei wesentliche Bestandteile: Den Terminus der Intelligenz, die Entwicklungsphase und das adaptive Verhalten. Kritisch zu betrachten wären hier etikettierende und einschränkende Bestimmungen. Hans-Ludwig Spohr¹ zitiert dazu in seiner interdisziplinären Analyse zum Behinderungsbegriff den Kinderpsychologen H.C. Steinhäuser: „Der Geistigbehinderte erfährt Beeinträchtigungen hinsichtlich der Entwicklung eines **eigenen** Bildes von der Umwelt, des Vorstellungsschatzes und des logischen Denkvermögens und er hat zugleich einen Mangel an sozialer Anpassung. Aus einer fehlenden eigenständigen und altersgemäßen Lebensbewältigung werden juristische Positionen der Unmündigkeit und der Fürsorgebedürftigkeit abgeleitet“ (Steinhausen 1996, zit. n. Spohr 1998, S. 215; Herv. d. P. J.-B.).

1980 wurde von der WHO eine Klassifikation mit der Bezeichnung „International Classification of Impairment, Disabilities and Handicaps (ICIDH)“ veröffentlicht. Drei Dimensionen von Behinderung werden hier unterschieden: *Impairment*, *Disability* und *Handicap* (vgl. Hedderich 2006, S. 20).

¹ Dr. med., Chefarzt der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin DRK-Kliniken Westend

Impairment bezeichnet eine anatomische, physische oder psychische Schädigung des Organismus, die in Form von Abnormitäten oder Funktionsstörungen sichtbar werden. *Disability* wird als Bezeichnung für die aus dieser Schädigung resultierenden Funktions- und Aktivitätseinschränkungen verwendet, die bei der Bewältigung des Alltags auffällig werden. Und *Handicap* (Benachteiligung) bezieht sich schließlich auf die Beeinträchtigung der gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten und –Chancen, die mit Vorliegen einer Schädigung oder einer Funktionseinschränkung verbunden sind (vgl. Haas 1995, S. 125).

An dieser Klassifikation der ICIDH wurde dennoch Kritik geübt, da sich die ICIDH nur an einem medizinischen Modell von Behinderung ausrichtete und die Wichtigkeit von sogenannten Kontextfaktoren (Umweltfaktoren, personenbezogene Faktoren) ignorierte. Daher wurde 1993 im Rahmen eines internationalen Diskussionsprozesses die ICIDH überarbeitet und 2001 das daraus resultierende Konzept vorerst als ICIDH-2 fixiert und noch im selben Jahr als „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF) benannt. Somit ergibt sich eine neue Interpretation des Verständnisses von Behinderung: „Behinderung ist [...] ein Oberbegriff für Schädigung auf der organischen Ebene (Körperfunktionen und Körperstrukturen), Beeinträchtigung auf der individuellen Ebene (Aktivitäten) oder auf der gesellschaftlichen Ebene (Teilhabe). Die genannten Ebenen beeinflussen sich wechselseitig und stehen darüber hinaus in Wechselwirkung mit den Kontextfaktoren“ (Hedderich 2006, S. 21).

Insgesamt belegen diese Definitionen, dass eine detaillierte Schilderung der Ursachen der geistigen Behinderung nicht allein aus medizinischer Sicht erfolgen kann, da sich weitere Faktoren im sozialen und psychischen Bereich finden lassen. Ein großer Indikator dafür ist die Feststellung, dass vor allem geistige Behinderungen in sozial benachteiligten Milieus zu finden sind und dies sozialpolitische Konsequenzen mit sich bringt (vgl. Bleidick 1995, S. 65).

1.2. Geistige Behinderung aus soziologischer Perspektive

Die Soziologie von Menschen mit geistiger Behinderung befindet sich noch am Anfang ihrer Entwicklung. Der Fokus der ersten Arbeiten liegt bei der sozialen Stellung des Kindes und der Jugendlichen mit geistiger Behinderung in der Familie, auf psychischen und ökonomischen Belastungen der Eltern, auf der Frage nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Sozialschichten und deren gesellschaftlicher Integration. Die Untersuchung von Bracken (1976) belegt, wie schwierig eine gesellschaftliche Eingliederung von Menschen mit geistiger Behinderung ist. Durch große Informationsdefizite, aber auch Gefühle wie Unsicherheit, Mitleid, Angst, Abscheu und Ekel besteht eine Voreingenommenheit in der Bevölkerung gegenüber Behinderungen, da verblüfft es nicht, dass von einem Drittel der Befragten der Vorschlag gebracht wurde, die behinderten Mitbürger in Heimen und Anstalten außerhalb von Wohnorten unter zu bringen. Jedoch nicht nur in der breiten Öffentlichkeit ist ein Umdenken erforderlich. Die gebräuchlichen Betrachtungsweisen von Medizinern, Pädagogen usw. tragen nicht immer dazu bei, die soziale Stellung eines Menschen mit geistiger Behinderung zu verbessern. Geistige Behinderung ist ein gesellschaftliches Phänomen, daher sollten die nachteiligen Beeinträchtigungen durch die soziokulturelle und sozioökonomische Umwelt wie auch die sozialen Zuschreibungsprozesse bei der Formulierung eines pädagogischen und sozialen Förderprogramms keinesfalls übersehen werden (Bleidick 1995, S. 66 f.).

In den 1950 Jahren wurde von Erik Bank-Mikkelsen der Begriff Normalisierung geprägt, welcher von Bengt Nirje zum Normalisierungsprinzip fortentwickelt wurde. Normalisierungsprinzip bedeutet, Menschen mit (geistiger) Behinderung Lebensräume und Hilfen anzubieten, dass diese Personen ein weitgehend normales Leben führen können. Dabei geht es u.a. um einen normalen Tagesrhythmus; um eine normale Differenzierung der Lebensbereiche Wohnen, Arbeit und Freizeit; um einen normalen Jahresrhythmus; um Respekt vor individuellen Wünschen und der Selbstbestimmung Betroffener; um angemessene Beziehung zwischen Geschlechtern oder auch um einen normalen Lebensstandard mit einer entsprechender Ausstattung individueller Lebensbereiche (vgl. www.erwachsenenbildung.heilpaedagogik-info.de).

In den 1970 Jahren wurde insbesondere von dem Behindertenpädagogen Wolf Wolfensberger, aufgrund breiter Erforschungen in der Konzeption: „Aufwertung der sozialen Rolle“, das Normalisierungsprinzip zu einer wissenschaftlichen Theorie erweitert. Die Adressaten des Normalisierungsprinzips (Dreistufensystem) sind dabei: die einzelne Person mit geistiger Behinderung (Mikrosystem), die Institution (Mesosystem) und die Gesellschaft (Makrosystem). Wolfensberger gliedert diesen Adressatenkreis noch in die Handlungsdimensionen Interaktion und Interpretation, woraus deutlich wird, dass sich Normalisierung nicht nur auf die Handlung bezieht, sondern auch wie Menschen mit geistiger Behinderung der Umwelt dargestellt werden (vgl. www.erwachsenenbildung.heilpaedagogik-info.de).

Diese beiden Konzepte sind als Basis der heutigen Bemühungen um die soziale Eingliederung von Menschen mit geistiger Behinderung zu sehen.

Eine weitere soziologische Auseinandersetzung mit dem Begriff der (geistigen) Behinderung dreht sich um die Frage, inwieweit dieser von dem Begriff der chronischen Krankheit zu unterscheiden ist. Allerdings bleiben eventuelle Unterschiede in theoretischen Untersuchungen unter soziologischer Perspektive offen. Oft werden die Begriffe synonym verwandt, ohne zu veranschaulichen, worin gegebenenfalls die Differenz zwischen beiden besteht. Es ist daher davon auszugehen, dass beide vergleichbare Charakteristika aufweisen und aus diesem Grunde auch die gesellschaftlichen Folgen für die jeweils Betroffenen einander ähneln (vgl. Neumann 1995, S. 22).

Vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt ausgehend wird Krankheit als Leiden begriffen, das die Folge einer Verletzung, Schädigung oder Erkrankung ist bzw. das eine biopsychologische oder psychische Fehlfunktion als Ursache bzw. Auswirkung hat. Gesundheit wird als funktionales Grundbedürfnis aller Mitglieder einer Gesellschaft angesehen, vorausgesetzt sie trägt zum angemessenen Funktionieren eines sozialen Systems bei (vgl. WHO Definition von Gesundheit). Demzufolge ist Krankheit für das Funktionieren eines sozialen Systems dysfunktional, da sie die Ausführung konventioneller Rollenverpflichtungen beeinträchtigt. In der hochentwickelten Industriegesellschaft ist die gesellschaftliche Norm der Rollenerwartung letztendlich auf eine Leistungserbringung ausgerichtet, welche ein Mensch mit Behinderung nicht bewältigen kann. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft nicht zu einer Leistung verpflichtet und von bestimmten Rollenerwartungen befreit ist,

wieso sollte dann ihre Besonderheit als Abweichung oder Leistungsunfähigkeit beschrieben werden? Hier wird die Schwierigkeit offenkundig, in dem sich sowohl die wissenschaftlichen als auch praktische Anstrengungen um eine soziologische Erklärung von Behinderung in systematische Kontext befinden. Da es scheinbar, aufgrund vorherrschender Denk- und Kulturtraditionen, nicht möglich ist, sachlich und menschlich mit dem Phänomen Behinderung umzugehen und in unserer Gesellschaft alles, was nicht dem geforderten Leistungsprinzip entspricht, als Abweichung definiert wird, vermittelt schon der Versuch die Lage von Menschen mit Behinderung zu erfassen, um daraus gerechte Hilfen zu entwerfen, eine stigmatisierende Ausgrenzung. Dies zu erkennen, würde einen menschenwürdigeren Umgang schaffen. Dieses Dilemma, Behinderung soziologisch einzuordnen, ist nichts anderes als ein Spiegelbild der realen gesellschaftlichen Situation (vgl. Neumann 1995, S. 22 ff.).

1.3. Geistige Behinderung aus Sicht der pädagogischen Anthropologie

Um sich dem Terminus der pädagogischen Anthropologie zu nähern, halte ich es für wichtig, sich zu erst einmal mit den Fachausdrücken Anthropologie und Pädagogik im einzelnen zu beschäftigen.

Der Begriff Anthropologie bezieht sich auf das Wissen und die Wissenschaft vom Menschen. Des Weiteren werden drei Aspekte der Definition von Behinderung unterschieden: Die *objektive Feststellung von Behinderung* geht von der Gleichbehandlung aller Mitglieder einer Gemeinschaft aus. Diese ist möglicherweise nur für Menschen mit körperlicher Behinderung zu erreichen, da der körperliche Ausgleich bei einer geistigen Behinderung nicht erkennbar ist. Die *Beziehungsstörung als Maß der Behinderung* versteht den Menschen als ein Beziehungswesen und somit führt eine Behinderung zur Beeinträchtigung seiner Kontaktfähigkeit und seiner sozialen Integration. Und die *subjektive Definition von Behinderung* sollte am ehesten Beachtung finden, denn das Erleben der eigenen Unzulänglichkeiten und das Gefühl der Ausgeschlossenheit erfordert die Hilfe und einen Ausgleich durch die Gesellschaft (vgl. Lempp 1995, S. 19 f.)

Wie steht die Pädagogik zur Thematik der (geistigen) Behinderung? Hierzu verfasste das Expertengremium des Deutschen Bildungsrates 1973 folgende Definition:

„Als geistig behindert gilt, wer infolge einer genetisch-organischen oder anderweitigen Schädigung in seiner psychischen Gesamtentwicklung und seiner Lernfähigkeit so sehr beeinträchtigt ist, daß er voraussichtlich lebenslanger sozialer und pädagogischer Hilfen bedarf. Mit den kognitiven Beeinträchtigungen gehen solche der sprachlichen, sozialen, emotionalen und motorischen Entwicklung einher“ (Neuhäuser/Steinhausen 1990, S. 11) – Das bedeutet also eine vorausbestimmte lebenslange Abhängigkeit von Hilfen?

Somit versteht sich die pädagogische Anthropologie einerseits als eine pädagogische Forschungsrichtung, welche untersucht, wie der Mensch von der Erziehung und die Erziehung vom Menschenbild abzuleiten sind. Demgegenüber bemüht sie sich, die dafür notwendigen Vorgehensweisen und Systematiken zu reflektieren. Inhalt der heutigen pädagogischen Anthropologie ist nicht mehr der Mensch, obwohl er dadurch häufig reduziert, homogenisiert und kategorisiert wird, vielmehr stehen nun die Möglichkeiten und Fähigkeiten menschlichen Lebens im Mittelpunkt der Forschung. Im Folgenden wird näher auf Rousseau, dem „Entdecker“ der Kindheit und Vertreter der klassischen Auffassung und auf Ulrich Bleidick² Vertreter der moderneren Auffassung eingegangen (vgl. Zierfas 1998, S.98).

Bedeutend für die Pädagogik und die Anthropologie in der heutigen Zeit sind die durch u.a. Rousseau geprägten Aussage: „Der Mensch muß erst Kind sein, um Erwachsener werden zu können und der Mensch muß erzogen werden, um Mensch werden zu können“ (Zierfas 1998, S.101). Wird diese These mit der Thematik der (geistigen) Behinderung verknüpft, stellt sich bei Rousseau heraus, dass der Sachverhalt eines elementaren Kindseins sich nicht für alle Menschen als richtig erweist, denn er repräsentiert die Theorie, dass nicht jedes Kind erzogen werden kann: „Für arme Kinder ist die Erziehung nicht notwendig, weil diese sich – ebenso wie die sehr intelligenten – selbst zum Menschen erziehen; für die Kinder der ländlichen Bevölkerung wird Erziehung überflüssig, da diese »... nicht der Entwicklung ihrer Fähigkeiten (bedürfen), um glücklich zu sein...«. Für die [...] geistig kranken Kinder wird die Erziehung unmöglich, weil der Erzieher zum

²Hochschullehrer des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Universität Hamburg

»Krankenwärter« wird“ (Rousseau 1988, S. 137 ff., zit. n. Zirfas 1998, S. 101). Das Kind, welchem Rousseau seine Erziehung zukommen lassen wollte, wäre demnach nicht arm, kräftig, urban, mitteleuropäisch, männlich und mit gewöhnlichem Verstand, welches anderen Kindern nicht als Vorbild dienen kann, da es elternlos ist und ferner eine spezifische Erziehung voraussetzt. Daher lassen sich nach Rousseau Kinder mit (geistiger) Behinderung nicht erziehen, da der Erzieher zum Pfleger würde und so seine didaktischen Fähigkeiten vergeudet. Das Kind wäre nicht an seiner „Optimierung“, sondern nur an seiner Selbsterhaltung interessiert, was wiederum Dauer und Ende der Erziehung nicht festlegen lässt. Für Rousseau sind Menschen mit (geistiger) Behinderung keine natürlichen Menschen (vgl. Zirfas 1998, S. 101 f.)

Ulrich Bleidick übernahm in den 1960er Jahren die Definition der Behinderung aus dem Sozialrecht und bemühte sich mit dieser Erziehung anthropologisch zu begründen. Eine Anthropologie, wie sie Bleidick begreift, erklärt als Erstes, dass die Behinderung eines Menschen als Erkrankung, abweichendem Verhalten, Funktionsstörung, Defekt usw. festgelegt wird. In einem zweiten Schritt wird dann, nach den vorangegangenen Kategorien, der Mensch mit seiner Behinderung bestimmt, er ist also behindert und nicht: er existiert mit seiner Behinderung. Dieses Gleichsetzen des Menschen mit seinem Handicap wird dann im dritten Schritt auf die gesellschaftlichen Anforderungen, welchem die Betroffenen ausgesetzt sind, bezogen: „Der als behindert geltende Mensch hat sich am Maßstab des Nicht-Behinderten, des statistisch Normalen oder idealistisch Guten des Menschen zu messen“ (Zirfas 1998, S.103). Der vierte und pädagogische Schritt liegt der Auffassung zugrunde, dass Erziehung in Verbindung mit eingeschränkten Lernmöglichkeiten steht. Für eine pädagogische Anthropologie der (geistigen) Behinderten im Sinne Bleidicks bedeutet das: „Der Behinderte ist in seiner Bildsamkeit »gestört«, er bedarf einer individuellen Lernmethode, was für die Erziehung, die sich auf diese Anthropologie gründet ebenfalls eine Beeinträchtigung bedeutet, und zwar eine dreifache: eine des Lernens, der sozialen Adaption und der sprachlichen Kommunikation“ (Bleidick 1972, S. 85 ff., zit. n. Zirfas 1998, S.103)

Im fünften und letzten Schritt kommt Bleidick zu der These der Wohltätigkeit, welche Erziehung und Bildung als Hilfe für Menschen mit Behinderung und somit den Erzieher als „Wohltäter“ der Behinderten versteht. Diese Theorie der pädagogischen Anthropologie der (geistigen) Behinderten Bleidicks impliziert selbstverständlich die Bedingungen, dass eine allgemeine Anthropologie präsent sein muss, von welcher

sich andere differenzieren lassen; die zudem mit der Pädagogik vereinbar ist; dass anthropologische Aussagen überhaupt grundsätzliche Aussagen für die Erziehungswissenschaft sind und dass pädagogische Handlungstheorien sich auf die Anthropologie beziehen können (vgl. Zirfas 1998, S. 103).

Interpretiert man Rousseau und Bleidick aus dem Blickwinkel der pädagogischen Anthropologie, so fällt auf, dass Beide Menschen mit (geistiger) Behinderung als bildungsunfähig oder zumindest als durch eingeschränkte Bildsamkeit betroffen betrachten. Der von Rousseau beeinflusste Begriff der Bildsamkeit wurde schon durch Kant, Herbart oder Humboldt durch das Konzept der Selbstbildung abgelöst. Für die heutige Bildungstheorie gibt es mittlerweile kein absolutes Maß für die Bildsamkeit des Einzelnen, jeder ist für die individuelle Erarbeitung seiner Bestimmung selbst verantwortlich: „Die Bildsamkeit eines Menschen ist nicht der Maßstab, an dem seine Bestimmung zu messen wäre, sondern die *Aufgabe*, die sich aus seiner Bestimmung ergibt: Der Mensch soll sich selbst bilden“ (Zirfas 1998, S. 105)

Im Zusammenhang mit Schädigung, Beeinträchtigung und Minderung von Funktionen ergibt sich auch immer der Gesichtspunkt des Gesunden, Leistungsfähigen und Erfolgreichen – das Wunschbild des neuzeitlichen Menschen. Somit wird auch der Begriff der (geistigen) Behinderung festgelegt. Aber scheint es nicht empfehlenswerter, Behinderung über die besonderen Verhältnisse, die für ein würdevolles Leben eines Betroffenen geschaffen werden müssen, zu definieren? Daher sollte nicht die Anpassung des Menschen mit Behinderung an die Gesellschaft, sondern die Anerkennung der Behinderung als Normalität geschehen (vgl. Zirfas 1998, S. 100).

2. Gesellschaftlicher Umgang mit geistiger Behinderung

2.1. Leben mit geistiger Behinderung

Darüber, wie Menschen mit geistiger Behinderung ihr individuelles Leben wahrnehmen und empfinden, ist sehr wenig bekannt. Sowohl die Fachliteratur als auch entsprechende Institutionen, die sich mit dieser Thematik beschäftigen, legen ihr Augenmerk eher auf die Entstehung, Häufigkeiten und Behandlung von geistiger Behinderung. Des Weiteren werden die Situation von Familien und Methoden und Hilfestellungen betrachtet, ohne wirklich zu wissen, ob dies alles von den Betroffenen so gewünscht wird oder sich nicht sogar schädigend auswirkt. Dennoch finden sich einige Hinweise, wie sich ein Leben mit geistiger Behinderung in unserer Gesellschaft gestalten kann.

Ernst Klee³, obschon er seine Erfahrungen wohl aus dem Gebiet der Körperbehinderungen bezieht, gibt Einblicke, die auch für Menschen mit geistiger Behinderung zutreffen könnten. Er vertritt die Ansicht, dass „der Behinderte“ (Klee 1980, S. 23) es nicht einfach hat, sich als eigenständige und anerkannte Person zu sehen. Durch gesellschaftlich vorgefertigte Lebenskonzepte, welche durch „Sonderinstitutionen“ (Sonderkindergärten, Sonderschulen, Heime usw.) gekennzeichnet sind, ist eine Isolationskarriere schon vorprogrammiert. Infolge dieser erzwungenen Verantwortungsabgabe, kommt es zu einer Anpassung an eine verfälschte Umgebung. Menschen mit (geistiger) Behinderung leben selten in sozialen Konditionen, auf die sie selber einen Einfluss haben. Sie müssen sich an Normen und Werten orientieren, die von ihnen weder gewollt noch arrangiert wurden. Die Isolationskarriere reglementiert, dass der Betroffene seine Lebensumstände bezüglich seiner Pflegeabhängigkeit und Hilflosigkeit annimmt: „Das eigene Bewusstsein wird durch ein fremdes – institutionsbezogenes - Bewusstsein ersetzt. Der Behinderte lebt nicht nach Regeln, die er bestimmt, nach seinem eigenen Willen, sondern nach den Regeln anderer. Es sind Regeln, die einen möglichst reibungslosen Ablauf des Institutionsalltags garantieren“ (Klee 1980, S.25). Und wer nie für sich selber verantwortlich sein konnte, dem fällt es schwer ein eigenes Bewusstsein zu entwickeln (vgl. Klee 1980, S. 23 ff.)

³ Theologe und Sozialpädagoge, legte 1970 Grundstock für die bundesdeutsche emanzipatorische Behindertenbewegung

Nach Klee kommt für eine autarke Bewusstseinsbildung erschwerend noch hinzu, dass Menschen mit (geistiger) Behinderung keine eigenen kulturellen Werte und Normen, keine eigenständige Tradition, Kulturtechniken, religiösen Bräuche usw. besitzen, welche von Generation zu Generation weitervermittelt werden. Dazu müssten aber Menschen mit (geistiger) Behinderung erst einmal als eigenständige Lebensform und nicht als Krankheit, Abweichung oder Fehlfunktion anerkannt werden. Weil sie durch die Normen und Werte ihrer Gesellschaft sozialisiert sind, streben sie danach, sich den Nicht-Behinderten anzugleichen und scheitern meist dabei. Dieses Scheitern führt zum Selbsthass und somit auch zur Diskriminierung anderer Menschen mit (geistiger) Behinderung, die subjektiv noch weniger mit der „Norm“ übereinstimmen (vgl. Klee 1980, S. 26 f.).

Freundschaften untereinander spielen erfahrungsgemäß für die Entwicklung nicht-behinderter Kindern eine wesentliche Rolle. Kinder mit geistiger Behinderung scheinen einsame Kinder zu sein. In England ergab eine Untersuchung (Shepperdson 1988) von 8- bis 10jährigen Kindern mit Down-Syndrom, dass 2/3 keine Freundschaften pflegten und bei den übrigen die Freundschaften nur durch Hilfe der Geschwisterkinder zustande kamen und durch diese bestehen blieben. Auch als neun Jahre später die Familien wiederholt befragt wurden, ergab sich diesbezüglich keine Veränderung. Ursachen dafür sieht Shepperdson zum Einen bei der Sonderbeschulung. Kinder finden ihre Freundschaften meist in der Schule und können sich diesen außerhalb der Schule weiter widmen und somit auch festigen. Für Kinder mit geistiger Behinderung ist dies nicht so einfach, da die Sonderschulen selten in einer adäquaten Anzahl vorhanden sind, um den außerschulischen Kontakt zu gewährleisten. Zum Anderen lösen sich Freundschaften mit zunehmendem Alter auf, weil sich die Interessen und Fähigkeiten der Kinder aufgrund eines differierenden Entwicklungstempos auseinanderentwickeln. Bei einer anderen Umfrage (Wendeler 1992), in der Erwachsene mit geistiger Behinderung zum Thema Freundschaft befragt wurden, reagierten die meisten nur mit sehr spärlichen Antworten und Desinteresse. Freundschaften schienen wenig gesucht und willkommen zu sein: „Geistig behinderte Erwachsene scheinen mir vor allem auf ihre Betreuer ausgerichtet zu sein [...] während die Beziehung der behinderten Menschen untereinander mehr von Neid und Rivalität oder Gleichgültigkeit statt von wechselseitiger Zuneigung und Wertschätzung geprägt sind“ (Wendeler 1993, S. 123).

2.2. Einstellungen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung

„Eine »**Einstellung**« ist ein stabiles System von positiven oder negativen Bewertungen, gefühlsmäßigen Haltungen und Handlungstendenzen in Bezug auf ein soziales Objekt“ (vgl. Krech/Crutchfield/Ballachey 1962, S.177, zit. n. Cloerkes 1997, S. 76). Das Dreikomponentenmodell einer Einstellung, welches die meisten Einstellungstheoretiker favorisieren, gliedert in eine *kognitive*, *affektive* und *konative* Komponente. Die *kognitive* oder Wissenskomponente bezieht sich auf Informationen und das Wissen über ein Einstellungsobjekt, welche sich in den Betrachtungsweisen, Grundsätzen und bewertenden Urteilen des Einzelnen gegenüber einem Einstellungsobjekt zeigt. Bei der *affektiven* oder Gefühlskomponente handelt es sich um die subjektive Bewertung des Einzelnen gegenüber einem Einstellungsobjekt. Und die *konative* oder Handlungskomponente beinhaltet sowohl offen gezeigtes Verhalten als auch die Absicht, sich in bestimmter Weise gegenüber einem Einstellungsobjekt zu verhalten. Als Kernpunkt einer sozialen Einstellung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung ist die *affektive* Komponente anzusehen (vgl. Cloerkes 1997, S.76 f.).

Cloerkes⁴ analysierte in seinem Buch: *Soziologie der Behinderten* von welchen Faktoren die Einstellungen gegenüber Menschen mit (geistiger) Behinderung abhängen und fand in der betreffenden Forschung folgende Antworten:

1. Die *Art der Behinderung* ist von großer Wichtigkeit, speziell bei dem Ausmaß ihrer Sichtbarkeit sowie der Intensität, mit der sie Mobilität, Flexibilität, Intelligenz, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit mindert. Die Schwere einer Behinderung allerdings gehört zu den nebensächlicheren Einstellungsfaktoren. Als nachteilig erachtet werden Abweichungen im geistigen oder psychischen Rahmen im Gegensatz zu Abweichungen im körperlichen Rahmen.
2. Der Einfluss *sozioökonomischer bzw. demographischer Merkmale* der Einstellungsfaktoren ist relativ gering. Nur in den Variablen Geschlechtszugehörigkeit und Lebensalter lassen sich Zusammenhänge erkennen. Frauen scheinen demnach Menschen mit Behinderungen eher zu anzunehmen als Männer und ältere Menschen sind etwas negativer eingestellt

⁴ Günther Cloerkes, Professor für Soziologie der Behinderten an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg

als jüngere Menschen. Aussagen zu den Faktoren Bildungsstand und Kenntnisse über Behinderungen sowie Schichtzugehörigkeit sind aufgrund fehlender qualitativ guter Untersuchungen nicht möglich. Erkennbar ist, dass mit einem höheren Bildungsstand und der Zugehörigkeit zu einer höheren Schicht, in Verbindung mit Kenntnissen über Behinderungen, nicht unbedingt eine positivere Einstellung einhergeht.

3. Die Persönlichkeitsmerkmale der Einstellungsträger wie Angst, Aggressivität, Autoritarismus usw. werden verschieden eingeschätzt. Die oftmals publizierte Hypothese, dass sogenannte autoritäre Persönlichkeiten eine besonders ablehnenden Haltung gegenüber Behinderungen zeigen, lässt sich so ohne Weiteres nicht bestätigen. Weitere Forschungen in diesem Bereich wären erstrebenswert. Nachweisbar ist aber der Einfluss der Eigenschaften egoistische Nützlichkeitsorientierung, Autoritarismus und Hilfsbereitschaft.
4. Ein prägnanter Einstellungsfaktor ist der *Kontakt mit Behinderten*, der aber nicht unbedingt eine positive Anschauung erreicht. Auf nähere Ausführungen wird an dieser Stelle verzichtet, weil ich später näher auf die Kontakthypothese eingehen werde.
5. Bis auf die *Art der Behinderung* gibt es *kaum eindeutige Bestimmungsgründe* für die Einstellungen zu Menschen mit (geistiger) Behinderung. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass es sich hierbei um eine feststehende Grundeinstellung handeln könnte.
6. Die *kulturelle Bedingtheit der Einstellung gegenüber Behinderungen* wird in der Behindertenforschung kontrovers und z.T. widersprüchlich diskutiert. Aber es ist davon auszugehen, dass sich die Einstellungen kulturspezifisch unterscheiden und in einer Kultur verhältnismäßig einheitlich sind. Hingegen werden geistige und psychische Behinderungen in jeder Kultur nachteiliger bewertet als andere Behinderungen (vgl. Cloerkes 1997, S. 77 ff.)

Aus den hier aufgeführten Einstellungsfaktoren ergeben sich typische Verhaltensweisen im Umgang mit Menschen mit geistiger Behinderung, welche durch Anstarren, diskriminierende Äußerungen, Witze, Spott und Hänseleien bis hin zu aggressiven Handlungen, welche einen gewissen Abstand zum Phänomen Behinderung schaffen sollen, gekennzeichnet sind. Aber auch soziale Reaktionen wie Bekenntnisse des Mitleids, aufgedrängte Hilfe, Spenden und Scheintoleranz, die theoretisch positiver Natur sind, dienen letztendlich der Abgrenzung (vgl. Cloerkes 1997, S. 79).

Neben den Verhaltensweisen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung sind auch Rollenzuschreibungen von großer Wichtigkeit. Wolfensberger beschreibt in seinem Buch: *Normalization* (1972) acht verschiedene Rollen, denen Menschen mit geistiger Behinderung ausgesetzt sind:

Menschen mit geistiger Behinderung als **Objekt des Schreckens** waren in alten magischen Vorstellungen für die Wirkung oder Folgen des Bösen auf der Welt verantwortlich. Schon zu Luthers Zeiten diente für das Töten und Aussetzen behinderter Kinder als theologische Rechtfertigung die verbreitete Lehre von den sogenannten Wechselbälgern. Das bedeutet, dass das Kind mit einer geistigen Behinderung nicht das wahre Kind der Mutter sein konnte, sondern vom Teufel gezeugt oder untergeschoben bzw. ausgewechselt worden war.

Menschen mit geistiger Behinderung als **Objekt der Lächerlichkeit** wurden in der mittelalterlichen Gesellschaft als Narren an einigen Herrscherhöfen zur Belustigung der Regenten gehalten. Dieses Verhalten findet sich auch in der Rolle des Dorftrotzels wieder und wird durch eine große Zahl von Witzen nach wie vor am Leben erhalten.

Menschen mit geistiger Behinderung wurden in anderen Kulturen partiell als **Heilige** angesehen. Gerade in Zentralasien oder bei den nordamerikanischen Indianerstämmen sah man die geistige Behinderung als Geschenk Gottes. Man war der Ansicht, dass sie vom Glauben erfüllt seien oder übernatürliche Fähigkeiten besäßen und das sie daher keine alltäglichen Arbeiten verrichten konnten. Ihnen wurde mit Achtung, Vergötterung oder mindestens mit einer freundlichen Duldung begegnet.

Menschen mit geistiger Behinderung als **Untermenschen** anzusehen ist in Westeuropa seit Jahrzehnten beobachtbar. Auch Menschen mit geistiger Behinderung mit Tieren gleichzusetzen, ihnen Schwächen und Fähigkeiten von

Tieren zuzuschreiben war weit verbreitet. Man schlussfolgerte daraus die Dringlichkeit einer Kontrolle und Einschränkung und legitimierte somit den Entzug grundlegender Menschenrechte, was bis zu den Euthanasieprogrammen der Nationalsozialisten führte. Diese Untermensch-Theorie schien sich vierzig Jahre nach dem nationalsozialistischen Regime wieder durchzusetzen. Ein Beispiel hierfür ist der Philosoph Peter Singer der in seinem Buch: *Praktische Ethik* (1984) die Personalität zum entscheidenden Charakteristikum des menschlichen Lebens erklärt und Menschen mit geistiger Behinderung diese Personalität aberkennt: „Die Tötung eines behinderten Säuglings ist nicht gleichbedeutend mit der Tötung einer Person. Sehr oft ist sie überhaupt kein Unrecht“ (Singer 1984, S. 188, zit. n. Wendeler 1993, S. 45). Auch aktuell wird speziell in der Fortpflanzungsmedizin über lebenswertes und lebensunwertes Leben diskutiert. Doch woher nehmen sich immer wieder Menschen das Recht heraus, darüber zu bestimmen, wer ein lebenswertes und wer ein unlebenswertes Leben führen darf und kann?

Zur **Bedrohung** werden Menschen mit geistiger Behinderung, wenn sie entweder als persönliche oder als soziale Gefahr gesehen werden. Wo Menschen mit geistiger Behinderung als hemmungslos, gewalttätig oder sogar sexuell aufdringlich dargestellt sind, steht die persönliche Gefahr im Vordergrund. Besonders die soziale Gefahr bildeten sich die Vertreter der Eugenik um die Jahrhundertwende ein. Die Eugenik zielte darauf ab, die Auslese der sogenannten Tüchtigen und Gesunden zu fördern und die Geburt sogenannter Minderwertiger zu verhindern. Folgen dieser „Zukunftsvision“ waren Hospitalismus, strenge Trennung der Geschlechter und Sterilisation.

Menschen mit geistiger Behinderung als **Objekt des Mitleids** werden als Menschen wahrgenommen, die unverschuldet von einem Unglück betroffen sind und von denen angenommen wird, dass sie darunter leiden. Diese Ansicht kann durchaus mit herzlichen und annehmenden Gefühlen verbunden sein und es wird versucht, diesen Menschen zu helfen.

Menschen mit einer geistigen Behinderung als **ewiges Kind** zu sehen, ist eine neumodische Rollenzuschreibung, die aktuell große Bedeutung für die praktische Lebensführung, den Umgang und das Verständnis für Menschen mit geistiger Behinderung hat. Viele Eltern fühlen sich für ihre Kinder oft bis weit in das Erwachsenenalter hinein wie für ein Kleinkind verantwortlich. Darüber hinaus wird geistige Behinderung als geistige Retardierung definiert, was als ein Zurückbleiben der Gesamtentwicklung zu verstehen ist.

Menschen mit geistiger Behinderung als **Kranke** ist heute die allgemein vorherrschende Rollenzuschreibung. Wie ich bei der soziologischen Perspektive auf die geistige Behinderung schon aufgeführt habe, gibt es keinen theoretisch fundierten Beleg für eine eventuelle Unterschiedlichkeit der Begriffe Krankheit und Behinderung. Menschen mit geistiger Behinderung werden als Kranke bezeichnet und demzufolge auch so behandelt. Es wird eine Diagnose gestellt und eine Therapie verordnet um so eine etwaige Genesung zu erreichen (vgl. Wendeler 1993, S.44 ff.)

Es gibt verschiedene Ansätze und Hypothesen welche die genannten Verhaltensweisen und Rollenzuschreibungen zu erklären versuchen. Hinsichtlich der Fülle und der komplexen Zusammenhänge dieser Aussagen, werde ich diese nur kurz erläutern.

In der Soziologie geht man von den Rollen und Erwartungen der Beteiligten aus. Hierbei werden *Irrelevanzregel*⁵, *Interrollenkonflikt*⁶, *Uneindeutige Verhaltensregel*⁷ und *Widersprüchliche Normen*⁸ als Erklärungsansatz aufgeführt. Primäre Aussage in der Psychologie ist die Angst vor Menschen mit geistiger Behinderung. Hier wird von einer *Schuldangst*⁹, von der *Bedrohung der eigenen psychischen Integrität*¹⁰ und von einer *kognitiven Dissonanz*¹¹ gesprochen. Weiterhin werden nachstehende theoretische Erklärungsansätze für die Interaktionsproblematik zwischen Menschen mit geistiger Behinderung und Menschen ohne geistige Behinderung diskutiert (vgl. Cloerkes 1997, S.81 ff.): Just-World-Hypothese, Komplexitäts-Polarisierung-Hypothese, Novel-Stimulus-Hypothese und die Ambivalence-Amplification-Hypothese.

⁵ Nichtbehinderte versuchen in ihrer Unsicherheit die Behinderung ihres Gegenübers krampfhaft zu überspielen, um der Situation den Anschein der Normalität zu geben

⁶ die Erwartungen an die Merkmale einer geistigen Behinderungen widersprechen sich

⁷ fehlende Umgangserfahrungen führen zu Unsicherheiten und Unbehagen

⁸ Ambivalenz zwischen emotionalem und offiziell erwünschtem Verhalten

⁹ unerlaubte Ablehnung der Behinderung (Gewissen) führt zu Abwehrmechanismen

¹⁰ sichtbare Behinderungen bringen verdrängte Ängste hervor und unterbewusste Furcht vor Ansteckung

¹¹ Streben nach Gleichgewichtszuständen ohne Störungen durch Fremdes

2.3. Möglichkeiten einer Einstellungsveränderung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung

Folgende Vorgehensmodelle beschäftigen sich mit einer alternativen sozialen Reaktion auf Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. Cloerkes 1997, S.110):

- Informationsstrategien
- Kontakt
- Simulation des Behindertseins bzw. Rollenspiele
- Einwirkung auf persönlichkeitspezifische Merkmale
- Kombination verschiedener Strategien
- Veränderung des normativen Kontextes

Die Modelle Informationsstrategie und Kontakt scheinen einen hohen Stellenwert im Bestreben um eine Verbesserung von Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Menschen mit geistigen Behinderungen zu haben. Daher werde ich näher auf diese beiden Modelle eingehen.

Bei den Informationsstrategien geht man davon aus, dass Menschen ohne geistige Behinderung zu wenig Wissen über Menschen mit geistiger Behinderung und deren differenden Behinderungsarten haben, und aufgrund dessen irrationale oder mystische Vorstellungen entwickeln. In der Wissenschaft gibt es zwei populäre Annahmen, weshalb Informationsprogramme und Faktenvermittlung durchgreifende Einstellungsveränderungen bewirken sollen. Die erste Annahme zeigt auf, dass Vorurteile gelernt werden, allerdings nicht durch tatsächliche Erfahrungen mit dem Vorurteilsobjekt. Dies ist die These vom "Voraus-Urteil". Die zweite Annahme besagt, dass eine Einstellungen aus drei Komponenten besteht. Einer kognitiven, einer affektiven und einer Handlungskomponente. Ein Individuum bemüht sich um Übereinstimmung dieser drei Komponenten, um eine einheitliche Reaktion auf das Einstellungsobjekt äußern zu können. Wird nun eine der drei Komponenten beeinflusst, ändert sich die Einstellung, und somit auch das Verhalten gegenüber dem Einstellungsobjekt, dem Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. Cloerkes 1997, S. 111 f.).

Wenn man also zum Beispiel auf die kognitive Komponente einwirken würde, wäre dies nur unter der Voraussetzung möglich, dass der Angesprochene auch bereit ist, sich ansprechen zu lassen. Das bedeutet, dass nur bei vorhandenem Interesse, sich bestimmte Informationen und Faktenwissen anzueignen und diese nicht mit bestehenden Anschauungen kollidieren, dann lässt sich die kognitive Komponente auch steuern. Aber gerade bei dem Sachverhalt der geistigen Behinderung ist zu befürchten, dass durch diese selektive Wahrnehmung bereits bestehende Ansichten eine Bekräftigung erfahren. Darüber hinaus bedeutet ein Zuwachs an Wissen nicht notwendigerweise eine Veränderung in der Einstellung eines Individuums. Gerade bei tief verwurzelten Auffassungen ist mit starker Resistenz gegen Änderungsversuche zu rechnen. Und bei einer direkten Auseinandersetzung kann es zu sogenannten Bumerang-Effekten kommen, welche zu einer Verstärkung nachteiliger Einstellungen führen. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass die Einstellungen zu Menschen mit geistiger Behinderung selten vorurteilsfrei sind und deshalb laufen Informationsstrategien ins Leere. Daher sollte eine Informationsvermittlung über geistige Behinderungen nur als ergänzende Maßnahme in Betracht gezogen werden (vgl. Cloerkes 1997, S.113 f.).

Die Kontakthypothese macht deutlich, dass unmittelbare und frühzeitige Kontakte zu Menschen mit geistiger Behinderung enorm förderlich sind. Hier geht die Wissenschaft von drei theoretischen Annahmen aus. Die erste Annahme wurde bereits erwähnt. Kontakt kann, ebenso wie eine Information, zu fehlerhaften „Voraus-Urteilen“ führen. Die zweite Annahme erklärt, dass bei schon vorhandenen Kontakten zu Menschen mit geistiger Behinderung die Einstellungen wesentlich positiver sind als ohne verfügbare Interaktion. Und die dritte Annahme besagt, je häufiger der Kontakt mit dem Einstellungsobjekt, desto positiver wird die Denkweise des Betreffenden beeinflusst. Jedoch wird in der allgemeinen Vorurteilsforschung vermerkt, dass oberflächliche und zufällige Kontakte Vorurteile nicht verändern, sondern sie eher noch verstärken. Die Intensität des Kontaktes ist folglich ein grundlegender Faktor für die Qualität der Beziehung und somit der Einstellungen gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung. Neben der Intensität kommen noch weitere qualitative Bedingungen hinzu, welche die Entwicklung positiver Haltungen verstärken. Dies sind emotionale Fundierung, die Freiwilligkeit des Kontaktes, eine annähernde Gleichrangigkeit der Lebenslagen, eine gewisse Belohnung aus der sozialen Beziehung und gemeinsame Aufgaben und Ziele (Cloerkes 1997, S. 120 f.).

Cloerkes beschreibt aber ein noch entscheidenderes Prinzip: „Eine ursprüngliche Einstellung tendiert dazu, sich bei Kontakt mit dem Einstellungsobjekt zum Extremen hin zu verstärken. Eine primär negative Einstellung kann durch Kontakt noch unterstrichen werden. Eine primär positive Einstellung wird hingegen durch Kontakterfahrung weiter bestärkt“ (Cloerkes 1997, S. 122). Kontakt könnte somit auch unter Umständen zu negativen Auswirkungen führen. Daher sollten den qualitativen Bedingungen absolute Aufmerksamkeit entgegengebracht werden, um die Kontakthypothese auch praktisch realisieren zu können (Cloerkes 1997, S.126).

3. Fähigkeiten und Potenziale von Menschen mit geistiger Behinderung

3.1. Kreativität und geistige Behinderung

Bevor man sich dem Begriff der Kreativität nähert, sollte man vielleicht vorerst vom Ursprungswort ausgehen. Kreativität stammt vom Lateinischen „creare“ ab (erschaffen, zeugen, ins Leben rufen), beziehungsweise wird es von „recreate“ und „procreate“ hergeleitet. „Recreate“ bedeutet so viel wie etwas wiederherstellen, sich erholen - um ein Defizit auszugleichen und Bestehendes zu erhalten und dieses zu akzeptieren. Des Weiteren ist „recreate“ eine relevante Grundlage im schöpferischen Prozess. „Procreate“ allerdings verkörpert das Erschaffen von Neuem, noch nicht existentem (vgl. Theunissen/Großwendt 2006, S.19).

Ähnlich der Definition der geistigen Behinderung gibt es zahlreiche und nicht allzu einstimmige Erklärungsansätze von Kreativität. Dennoch lassen sich zwei verschiedene Herangehensweisen differenzieren: beim elitären Ansatz ist Kreativität ein Kennzeichen von einzelnen genial-schöpferischen Menschen, ein anderer, nicht klassifizierter Ansatz beschreibt Kreativität als ein fundamentales psychisches Merkmal aller Menschen. Demnach ist Kreativität als ein menschlicher Wesenszug anzusehen und schließt im Gegensatz zum elitären Ansatz jeden Menschen uneingeschränkt mit ein, also auch Menschen mit geistiger Behinderung. Wenn man Kreativität über das Erschaffen von Neuem definiert, dann erfolgt dies auf drei unterschiedlichen Ebenen. Die *individuelle Ebene* geht davon aus, dass jeder Mensch etwas individuell Neues hervorbringt. Auf der *sozialen Ebene* zeigt sich das Neue im direkten sozialen und zwischenmenschlichen Umfeld und die gemeinschaftliche Aufmerksamkeit und der Einfluss des Neuen sind Konsequenzen auf *gesellschaftlicher Ebene*. Die individuelle Ebene spielt hierbei eine große Rolle, da

Kreativität und etwas Neues zu entwickeln im Auge des Erschaffers liegen. Im Zentrum steht also die Anerkennung, die ein Individuum seinem kreativen Prozess und seinem kreativen Produkt beimisst (vgl. Schuppener 2005, S.118 f.).

Leider besteht immer wieder die Gefahr, dass allgemein kreative Tätigkeiten oder Produkte nicht von gesellschaftlichen Interesse sind. Wissenschaftliche Erfindungen werden nun mal höher angesehen als beispielsweise künstlerische Arbeiten von Menschen mit geistiger Behinderung. Wo wieder das Problem der Rollenzuschreibung sichtbar wird. Menschen mit geistiger Behinderung wird, im Vergleich zu Menschen ohne geistige Behinderung, weithin ein geringeres Potential an Kreativität beigemessen. Es werden ihnen fehlende Individualität, Intuition und Einfallslosigkeit attestiert. Selbst in aktueller Fachliteratur setzt sich eine ressourcen-orientierte Beurteilung kreativer Fähigkeiten von Menschen mit geistiger Behinderung noch nicht durch. Für Theunissen ist der Verzicht auf diese defizitorientierte Darstellung eine Möglichkeit diesem Dilemma zu entkommen: „*Kreativität kennt keine Defizite*. Folglich kann sie auch nicht durch organische Schäden oder Funktionsstörungen behindert werden (Hansen 1999, 8), wohl aber auf eine einzigartige, ausgesprochen individuelle Weise zum Ausdruck kommen, die *unkonventionell* bzw. *ungewöhnlich* ist, sich eben durch *Originalität* auszeichnet, was ein Hauptmerkmal von Kreativität ist“ (Ullmann 1970, S. 30 f., 43, zit. n. Theunissen/Großwendt 2006, S. 21).

Da Kreativität und Kunst in vielerlei Hinsicht stark miteinander verknüpft sind und die bildnerische Gestaltung von Menschen mit geistiger Behinderung im weiteren Verlauf meiner Arbeit eine wesentliche Rolle spielen wird, werde ich mich nun dem Kunstbegriff zuwenden.

Der Begriff Kunst ist für den Einzelnen und für die Gesellschaft enorm vielschichtig und kann daher nicht genau bestimmt werden. Mäckler¹² versucht in seinem Buch: *Was ist Kunst..? 1080 Zitate geben 1080 Antworten* dem Phänomen der Kunst näher zu kommen: “Kunst wird hier als *Sprache*, als *Kommunikationsmedium*, als *etwas Individuelles*, als ein *menschliches Urbedürfnis*, als *Lebensausdruck*, als *Möglichkeit zur Selbstpräsentation*, als *Spaß*, als *Arbeit*, als *erlernbare Technik*, als *Gefühlsmittelung*, als *Wirklichkeit*, als *Welterkenntnis* gesehen“ (Schuppener 2005,

¹² Buchautor/Journalist. Arbeitsschwerpunkt: Kunst- und Kulturreiseführer (<http://www.maeckler.com>)

S. 129). Aber es ist zu beachten, dass diese Sichtweisen alle verschiedene Schwerpunkte setzen und vereinzelt leicht widersprüchlich sind. Weiterhin beweisen die abweichenden Deutungen des Kunstbegriffes, dass eine Festlegung, was Kunst ist und was nicht, schwierig zu treffen ist. Überdies werden der Kunst- und der Behinderungsbegriff im herkömmlichen Sinne sehr gegensätzlich beschrieben. Kunst wird als Begabung, Behinderung eher als defizitär angesehen: „Ein Künstler mit einer geistigen Behinderung verkörpert demzufolge eine Person, die diese beiden »weit auseinanderklaffenden Extreme der gesellschaftlichen Werteskala (als bemitleidenswerte, auf Hilfe angewiesene Existenz und gleichzeitig als Teilhaber und Übermittler sensibler psychisch-spirituelle Erfahrungen« vereint“ (Walther 1997, o.S., zit. n. Schuppener 2005, S. 130). Dessen ungeachtet implizieren diese Beschreibungsversuche dennoch mehrere Facetten, die im Bezug auf die Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung von großer Bedeutung sind (vgl. Schuppener 2005, S. 127 ff.). Dies bezieht sich beispielsweise auf die Wechselbeziehung von: „Kunstform, Material, formale Organisation und Inhaltlichkeit, für ein gewisses Maß an »psychologischer Tiefe« oder für einen kreativen, einfallsreichen, »herausragenden« persönlichen Stil. In diesem Sinne wird – ganz allgemein – von vielen Kunstwissenschaftlern das als Kunst bezeichnet, »was in bedeutungsmäßiger Hinsicht besonders verdichtet ist. Und zweitens: Was hinsichtlich der Elemente, die im Bild verwendet werden und die im Bild einander zugeordnet sind, also Farben und Formen, Richtungen und Bewegungen, was auch in dieser Hinsicht besonders verdichtet ist. Also eine doppelte Verdichtung“ (Otto 1994, S. 5, zit. n. Theunissen/Großwendt 2006, S. 75 f.). Dies lässt vermuten, dass sich Kunst über gewisse Qualitätsmerkmale hinsichtlich Individualität, Einfallsreichtum und einer Realisierungs- und Lösungskompetenz definieren lässt (vgl. Theunissen/Großwendt 2006, S. 76).

Schuppener verweist weiter auf Mürner¹³ und Gercken¹⁴ für die sich der kreative Prozess losgelöst von eventuellen Begleitumständen (Lebenslage einer Person u.a.) darstellt und welche die Gleichstellung der Kunst von Menschen mit und ohne geistiger Behinderung propagieren: „Denn ein Werk entspringt weder der Gesundheit noch der Krankheit, sondern der Gestaltungskraft des Schaffenden, die in der gesamten Persönlichkeit wurzelt“ (Gercken 1998, S. 4, zit. n. Schuppener 2005, S.

¹³ Behindertenpädagoge und Publizist, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts Mensch, Ethik und Wissenschaft (<http://www.imew.de>)

¹⁴ Herausgeber (u.a.) des „Schlumper“ - Katalogs, Atelieregemeinschaft von Künstlern mit geistiger Behinderung (<http://www.hamburger-kunsthalle.de>)

130). Bei der Gleichstellung sollte aber gerade bei den Menschen mit geistiger Behinderung kein Mitleidsbonus verteilt werden. Sie sind durchaus nach den in der Kunst geltenden Richtwerten zu beurteilen. Und es sollte auch nicht das Bild von überdurchschnittlich begabten Menschen mit geistiger Behinderung entstehen, da es für andere diskriminierend wirken könnte: „Es geht allein um eine gleiche Würdigung künstlerischen Talents und künstlerischer Leistung von Personen mit und ohne Behinderung [...] Kunst als solche ist unteilbar, sie hat aber viele Gesichter. Die Kunst der ‚geistig‘ behinderten Personen hat ein eigenes Gepräge, ist also im Ergebnis eigenartig, doch gleichwertig“ (Kläger 1999, S. 14, zit. n. Schuppener 2005, S.131). Wie es zu dieser Akzeptanz einer Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung gekommen ist, darauf werde ich später noch einmal zurückkommen.

3.2. Kreativität und Intelligenz

Der selbstverständliche Gebrauch des Begriffes Intelligenz in der Öffentlichkeit, Literatur und Forschung täuscht darüber hinweg, dass es noch keinen Konsens über den Begriff Intelligenz gibt. Es besteht aber weitgehend eine Einigkeit durch welche Operationen und Arten von Aufgaben die Intelligenz bei einem Menschen zu messen sei. Aufgrund von faktorenanalytischen Untersuchungen wird die Intelligenz bei Menschen mit geistiger Behinderung primär durch einen geringeren Differenzierungsgrad bemessen. Dabei wird diesem Personenkreis eine primitiv ausgeprägte Intelligenzfaktorensumme zuerkannt, deren unterschiedliche Entwicklung eher stagniert als bei anderen. Weitere Forschungen, welche das Strukturmodell der kognitiven Entwicklung nach Piaget zur Hilfe nahmen, kommen zu dem Schluss, dass diese frühzeitige Entwicklungsstagnation auf früheren Entwicklungsstufen wie auch innerhalb dieser Stufen wenig differenzierte kognitive Schemata aufweisen. Die kognitive Entwicklung, welche von Assimilation und Akkomodation geprägt ist, wird bei Menschen mit geistiger Behinderung durch eine: „sich aus psychischen und sozialen Blockierungen“ begründete Passivität beeinträchtigt (Speck 1993, S. 95, zit. n. Borchert 2000, S. 66). Bezüglich der von Piaget aufgestellten Entwicklungsphasen (senso-motorische Intelligenz; symbolisches, vorbegriffliches Denken; anschauliches Denken; konkrete Denkoperationen; formale Denkoperationen) verharren Menschen mit geistiger Behinderung meist in der Stufe des anschaulichen Denkens. Einen anderen Zugang, der dennoch einige Gemeinsamkeiten zum Strukturmodell von Piaget aufweist, ist der materialistische Ansatz. Demzufolge wird der kognitive Entwicklungsprozess als

Aneignungsprozess gesehen, der bei Menschen mit geistiger Behinderung durch Isolationsfaktoren behindert wird. Das bedeutet, dass geistige Behinderung durch organische Schädigung und fehlende soziale Erfahrung gekennzeichnet ist, die eine verbal durchzuführende Internalisierung von Handlungskompetenzen auf der kognitiven Ebene erschwert (vgl. Borchert 2000, S. 65 f.).

Das Verhältnis von Kreativität und Intelligenz ist ein viel diskutiertes Thema und auch wenn es noch keine endgültige Erkenntnisse gibt, hat es die Kreativität geschafft, sich als autonomes Forschungsfeld zu etablieren. Guilford¹⁵ sah in der Kreativität eine moderne Dimension der Begabung und für ihn war dies eng mit dem Begriff der Intelligenz verbunden. Die Verbindung zwischen Kreativität und kognitiven Fähigkeiten wird in der Definition der Problemlösefähigkeit erkennbar. Dennoch scheint es einen enormen Unterschied zwischen Kreativität und Problemlösungsstrategien zu geben: „Zum Einen nehmen unbewusste Prozesse bei kreativen Aktionen einen größeren Raum ein, zum Anderen stellt kreatives Denken nur eine spezielle Form des Problemlösens dar, d.h., dass kreative Prozesse zwar problemlösende Funktionen haben, aber nicht alle Problemlösungen kreativ sind“ (Schuppener 2005, S.119). Generell unterscheidet man zwischen *konvergenten Denken* (Intelligenz), das sich nur auf die optimale Lösung bezieht, und *divergenten Denken* (Kreativität), wo originelle, flexible und phantasievolle Lösungen im Vordergrund stehen. Entsprechend dieser Unterscheidung wurde Kreativität anfänglich als gegenläufiger Ansatz zur Intelligenztheorie gesehen. Erst spätere wissenschaftliche Perspektiven bekräftigen die Verbindung zwischen Kreativität und Intelligenz. Kreativität sollte aber nicht mit Intellektualität verwechselt werden. Kreativität und deren Auswirkungen sind weder sinnreich noch sinnlos, sie sind an die spezifischen Potentiale und Methoden eines Menschen gebunden. Denn kreative Genialität besteht unabhängig von intellektuellen Fähigkeiten oder Einschränkungen. In welchem Verhältnis und welchen Bereich sich Kreativität bei einem Menschen herausbildet, ist individuell und gebunden an Fähigkeiten und gesellschaftlichen Bedingungen (vgl. Schuppener 2005, S.119 f.)

¹⁵ Joy Paul Guilford († 26. 11. 1987) Persönlichkeits- und Intelligenzforscher

3.3. Formen künstlerischen Arbeitens

Formen des künstlerischen Arbeitens sind eng verknüpft mit der professionellen Anleitung und Unterstützung der Künstler mit geistiger Behinderung, die meist in Werkstätten für Menschen mit Behinderung ihren Arbeitsalltag erleben. Das bedeutet aber nicht, dass man die künstlerische Kreativität in irgendeiner Art und Weise beeinflussen sollte. Die künstlerisch begleitenden Personen müssen: „den Künstlern mit einer Behinderung in der Weise assistieren, dass es ein Kunstwerk wird, das ihrem Ausdruck, ihren Wünschen und Wahrnehmungen entspricht“ (Höhne 1997, S.238 f., zit. n. Schuppener 2005, S. 134). Dazu bedarf es, dass die begleitende Person sehr aufmerksam und feinfühlig sein muss, um den kreativen Prozess des Künstlers mit geistiger Behinderung adäquat begleiten zu können: „Das Phänomen der Kunst unserer Künstler ist so besonders und an ihre Person gebunden, dass akademisches Hineinreden es nur stören kann“ (ebd., S. 134). Daher sollten die künstlerisch begleitenden Personen: „behinderte Menschen [...] ernst nehmen, nicht verändern, bessern oder anpassungsfähiger machen wollen“ (ebd., S134). Hilfreich dabei ist, dass die künstlerisch begleitende Person keine subjektiven Resultate im Kopf hat und in der Lage ist, über ihren subjektiven Erfahrungshorizont hinauszugehen. Mit Voraussetzung dieses dialogischen Arbeitens ergeben sich allzeit nützliche Herausforderungen, Lernzuwächse und neuartige Zusammenkünfte für alle Mitwirkenden (vgl. Schuppener 2005, S. 134 f.).

Hinsichtlich dieser dialogischen Kooperation ergeben sich weiter fünf richtungsweisende Arbeitsprinzipien im Rahmen künstlerischer Arbeit:

Das Prinzip der gleichberechtigten Begegnung besagt, dass anders als in vielen anderen Kontexten für Menschen mit geistiger Behinderung die Begegnung in sogenannten Kunstgruppen auf Teamwork und gegenseitigem Respekt beruhen und somit alle vorhandenen Interessen und Talente zum Erfolg eines gemeinsamen kreativen Prozesses beitragen.

Das Prinzip der Freiwilligkeit ist in der Praxis nicht unbedingt selbstverständlich. Häufig werden künstlerische Interessen von Außenstehenden (z.B. Eltern, Betreuer usw.) über die der betreffenden Person gestellt und dadurch wird ein Trugbild von Freiwilligkeit erschaffen. Daher muss eine eigenständige Entscheidung des Menschen mit geistiger Behinderung sich künstlerisch zu betätigen im Vordergrund stehen und Fremdbeeinflussung verhindert werden.

Das Prinzip der bedeutsamen Nebeneffekte meint pädagogische und therapeutische Effekte, welche nicht beabsichtigt sind und dennoch vorhanden sein können. Hier ist es wichtig diese Effekte bewusst wahrzunehmen, um eine Therapeutisierung der Künstler zu vermeiden. Andere bedeutsame Nebeneffekte können eine veränderte Wahrnehmung, veränderte berufliche Möglichkeiten und ein verändertes Rollenverhalten des künstlerisch Aktiven sein, die im Übrigen auch respektiert und toleriert werden sollen.

Das Prinzip der Akzeptanz individueller Kreativität stellt eine Herausforderung für die künstlerisch begleitende Person dar, sich von der Geneigtheit pädagogischer und (oder) kunstpädagogischer Suggestion freizumachen und die individuelle Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung vorbehaltlos zu bekräftigen. Dies gilt nicht nur für den künstlerischen Prozess, sondern auch für die Methode der Präsentation des kreativen Produkts, speziell wenn diese Wünsche mit den Ansichten der künstlerisch begleitenden Person nicht übereinstimmen.

Das Prinzip der externen Wirkung stellt die Öffentlichkeitsarbeit in den Vordergrund um die beachtlichen Talente von Menschen mit geistiger Behinderung zu veranschaulichen und so zu gesellschaftlich offeneren, weniger defizitären, ressourcenorientierten Sichtweisen beizutragen (vgl. Schuppener 2005, S. 135 f.).

Diese fünf Arbeitsprinzipien sind in der Arbeit mit KünstlerInnen mit geistiger Behinderung nicht immer vollständig realisierbar. Aber es sind Merkmale die in jeder künstlerische Zusammenarbeit mit Menschen mit einer geistigen Behinderung mehr oder weniger vorhanden sein sollten.

Des Weiteren gibt es unterschiedliche Organisationsformen in denen diese Arbeitsprinzipien umgesetzt werden können. Innerhalb dieser unterschiedlichen Organisationsformen können differenzierte inhaltliche Herangehensweisen, Verfahren und Anliegen bestimmend sein. Grob unterschieden werden Projektformen und institutionalisierte Formen, die wiederum in einmalige künstlerische Projekte und in regelmäßige künstlerische Veranstaltungen unterteilt werden. Bei den institutionellen Formen gliedert man drei Ansätze von Konzeptionen:

- a) Personen, die ein bis zwei mal pro Woche in ein Kreativzentrum oder Kunsthaus etc. kommen, um künstlerisch zu arbeiten
- b) Personen, die im Rahmen einer Kreativitäts- oder Kunsttherapie etc. gestalterisch tätig sind

- c) Personen, die unter Begleitung von Künstlern täglich bildnerisch arbeiten
(Schuppener 2005, S. 137)

Differenzieren lassen sich auch die finanziellen Möglichkeiten und Abhängigkeiten der jeweiligen Projekte und Veranstaltungen. Man muss schon zwischen Kunstgruppen deren finanzielle Absicherung durch den jeweiligen freien bzw. öffentlichen Träger gewährleistet wird und Kunstgruppen, die versuchen ihren finanziellen Rahmen durch z. B. den Verkauf ihrer künstlerischen Arbeiten aufrecht zu erhalten trennen. Damit werden nicht nur ungleiche Organisationsformen, sondern auch verschiedenartige institutionelle Abhängigkeiten und Leistungsdruck hervorgerufen. Letzteres kann unter Umständen demotivierend und uneffektiv auf die künstlerisch kreative Arbeitsatmosphäre einwirken. Generell lässt sich sagen, dass diese Unterschiedlichkeit der Organisationsformen auch Auswirkung auf die Wirkungsmöglichkeiten von Kreativität der Menschen mit geistiger Behinderung haben (vgl. Schuppener 2005, S. 137 f.).

4. L` Art Brut

4.1. Kunst- und sozialgeschichtliche Entwicklung

Das Kunstverständnis vor der Zeit des Expressionismus war von der Auffassung geprägt, dass nur die detailgetreue Abbildung der Wirklichkeit als hohe Kunst anzuerkennen ist. Verglichen mit diesem künstlerischem Empfinden müssten bildnerische Gestaltungen von Menschen mit geistiger Behinderung demnach als minderwertig, krankhaft und primitiv angesehen werden. Die Anfänge der Akzeptanz dieser Kunst bezog sich jedoch nicht auf Menschen mit geistiger Behinderung, sondern zunächst auf Personen mit psychischen Beeinträchtigungen im psychiatrischen Kontext. Da aber anzunehmen ist, dass Anfang des 20. Jahrhunderts auch Menschen mit geistiger Behinderung in psychiatrischen Anstalten „verwahrt“ wurden, lassen sich durchaus Rückschlüsse auf diesen Personenkreis ziehen (vgl. Schuppener 2005, S.131).

Zunächst interessierte man sich für die künstlerischen Arbeiten der „Geisteskranken“ unter medizinischen Gesichtspunkten, um eine Verbindung zwischen den konkreten Stilmerkmalen und den Formen von Geistesstörungen herzustellen. Francoise Lavaillant¹⁶, welche die ersten psychiatrischen Untersuchungen über die Zeichnungen der „Verrückten“ erfasste, formulierte: „dass diese ersten stilistischen Analysen mehr über die künstlerische Bildung der Irrenärzte aussagen als über die Werke, die von ihnen als pathologisch angesehen werden“ (Eissing-Christophersen/Le Parc 1997, S. 1). Die künstlerische Komponente wurde zum ersten Mal von Walter Morgenthaler und Hans Prinzhorn erkannt, als sie 1921 bzw. 1922 Arbeiten von „Geistesgestörten“ analysierten. Auf diese Weise schufen sie einen bis dahin noch nie da gewesenen Zugang zu dieser Art von Kunst und brachen mit einem jahrhundertealten Stigma. Der junge Schweizer Arzt Walter Morgenthaler kann hier als Vorläufer genannt werden. In der psychiatrischen Klinik Waldau bei Bern beschäftigt, faszinierten ihn seit 1908 die Arbeiten der Insassen und er vergrößerte gezielt die gerade entstehende Sammlung der Einrichtung. Besonderes Interesse zeigt er vor allem an den graphischen, schriftlichen und musikalischen Werke von Adolf Wölfli¹⁷. Morgenthaler fokussierte jedoch nicht, wie seine Vorgänger, die Pathologie dieser künstlerischen Produkte, vielmehr prüfte er deren formal-ästhetische Merkmale und bemühte sich diese zu beschreiben. In seinem bahnbrechenden Buch: *Ein Geisteskranker als Künstler* verzichtet er, wie sonst üblich, auf die Negierung seines Patienten: „Indem er von der Gewohnheit der Psychiater abging, Pseudonyme zu verwenden, wollte Dr. Morgenthaler zeigen, dass ihm der Künstler wichtiger war als der Geisteskranke“ (Thèvoz 1991, S. 7, zit. n. Peiry 1999, S.22). Ein Jahr später publizierte Hans Prinzhorn sein Buch: *Bildnereien der Geisteskranken* und erweckte weiteres Aufsehen. Der deutsche Mediziner wird 1919 an der psychiatrischen Klinik in Heidelberg angestellt und verpflichtet, das dortige Arsenal von Zeichnungen und Gemälden zu sichten. Er entschließt sich, diese Zusammenstellung zu erweitern und besucht mehrere Anstalten in ganz Europa und bereichert die Sammlung der Klinik in Heidelberg um mehr als fünftausend Kunstwerke von „Geisteskranken“. Ebenso wie Morgenthaler entdeckt Prinzhorn die Begabungen der „Wahnsinnigen“: „aus den Tiefen ihres inneren Lebens, aus ihren Visionen, aus ihren Ideen, aus der Phantasmagorie ihrer geheimen Intuition“ kreative Gestaltungen hervorzubringen (Prinzhorn, S. 373, zit. n.

¹⁶ Forschungsdirektorin beim Nationalen Zentrum für wissenschaftliche Forschung Paris (www.centrechastel.paris-sorbonne.fr)

¹⁷ Patient in der Klinik Waldau bei Bern von 1895 bis zu seinem Tod 1930 (www.adolfwoelfli.ch)

Peiry 1999, S. 22). Durch Prinzorns verwendeten Begriff „Kunstwerk“ bezüglich der künstlerischen Produkte von „Geisteskranken“, erkennt er deren künstlerischen Status an. Es lässt sich hier vermerken, dass die Publikationen von Morgenthaler und Prinzorn ausschlaggebend für das Kunstverständnis der Werke von „Geisteskranken“ ist (vgl. Peiry 1999, S. 20 ff.).

Wie schon erwähnt, wurde noch bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts den „Geisteskranken“ jegliche künstlerische Kreativität aberkannt. Die Zeichnung, Bilder und Skulpturen waren nur dazu bestimmt, eine Krankheit zu reflektieren. Aber bereits der französische Psychiater Paul Meunier, der seine Publikationen schon seit frühester Jugend unter dem Pseudonym Marcel Réja veröffentlichte, schwächte diese Herangehensweise mit seinem Buch: *L'Art chez les fous* (1907). Meunier begriff schon früh die Emotionalität, die Feinheit und Erfindungsgabe seiner Patienten. Leider fand diese Lektüre noch wenig Resonanz in der kulturellen und medizinischen Peristase. Erst die Arbeiten von Morgenthaler und hauptsächlich die von Prinzorn schufen eine Annäherung zwischen künstlerischen Anstaltswerken und der zeitgenössischen Kunst (vgl. Peiry 1999, S. 24).

Als ein weiterer Pionier und Begründer des Begriffes „Art Brut“ ist hier Jean Dubuffet zu nennen, der 1947 seine erste Ausstellung zu der von ihm definierten spontanen, innovativen, auf Schönheit verzichtenden Kunst organisierte. Da er von großer Wichtigkeit für diese Arbeit ist, werde ich im Kapitel 4.2. näher auf ihn eingehen.

Ohne Frage gibt es auch deutliche Unterschiede zwischen Menschen mit psychischen Erkrankungen und Menschen mit geistiger Behinderung, die sich nicht bestreiten lassen. So setzen sich Menschen mit Psychosen in ihrem künstlerischen Schaffen meist mit individuellen krankheitsbedingten Ängsten und Problemen auseinander. Umgekehrt findet man bei den Arbeiten von Menschen mit geistiger Behinderung kindlichen Frohsinn und die „heile Welt“: „Der wahn- und zwanghafte Antrieb der Psychose-Kranken fehlt den geistig Behinderten. Ihre Bilder entspringen einer Bewegungsfreude und dem sinnlichen Genuss an Formen und Farben [...]“ (Gercken 2001, S 21, zit. n. Theunissen 2006, S. 42). Dieser kindliche Frohsinn oder besser gesagt diese kreative Ursprünglichkeit sei vor allem, so Hassbecker¹⁸, in den Zeichnungen und Bildern von Menschen mit geistiger Behinderung zu finden: „[...]“

¹⁸ Egon Hassbecker, ebenso wie Dubuffet, war leidenschaftlicher Sammler und Sympathisant von nicht-professionellen Werken (vgl. Theunissen 2006, S. 43)

Geistig behinderte Menschen sind den tiefen Schichten des Geistes, die weit unter der sichtbaren Oberfläche liegen, oft näher. Die Quellen sind bei ihnen nicht durch Konventionen verschüttet, wie bei sogenannten normal entwickelten Menschen. Er muss nicht, wie der Gebildete, seine Bildung erst beiseiteräumen oder vergessen, Vorurteile durch erlerntes Wissen überwinden, um zu jenen Tiefen vorzustößen, wo es noch immer etwas zu schöpfen gibt [...]“ (Hassbecker o.A., zit. n. Theunissen 2006, S. 43 f.)

Gestützt durch die Kunst der Psychiatriepatienten begründet man die Werke von Künstlern mit geistiger Behinderung immer im Zusammenhang mit abweichenden Erscheinungsformen. Von dieser Defizitorientierung wandte man sich erst gegen Ende der 1970er Jahre ab und begann, die Bilder von Menschen mit geistiger Behinderung aus einem ganz anderen Blickwinkel zu sehen. Beispiele dafür sind unter Anderem die erste Künstlerwerkstatt in Stetten, die Künstlermonographien über Menschen mit Down-Syndrom (Kläger 1978) und der Bundeskunstpreis für Menschen mit Behinderung, der das erste Mal 1979 verliehen wurde (vgl. Schuppener 2005, S.132).

4.2. Jean Dubuffet (1901 – 1985) und Art Brut

Dubuffet, 1901 in Le Havre geboren, entdeckte 1940 auf der Suche nach der ursprünglichen Kreativität Kinderzeichnungen und die Kunst von künstlerischen Autodidakten. Dies zielte auf Menschen mit Psychiatrie-Erfahrung oder spiritistischen Erlebnissen sowie Gefängnisinsassen, Einzelgänger und soziale Außenseiter ab. Dubuffet war begeistert von ihrem unbewussten, natürlichen Ansatz und einer imposanten Erfindungskraft, die sehr unterschiedliche Ausdrucksweisen hervorbrachte (vgl. Theunissen/Großwendt 2006, S.31 f.). Diese Werke entstanden, fast immer außerhalb des etablierten Kunstsystems, aus einem existenziellen Bedürfnis heraus und unterlagen persönlichen künstlerischen und inhaltlichen Attributen. Im Juli des Jahres 1945 publiziert Dubuffet zum ersten Mal die Bezeichnung Art Brut. Das bedeutet rohe, erfinderische Kunst, die sich auf andersartige Kriterien gründet, als die kulturell geprägte Kunst. Dubuffet schuf damit eine neue ästhetische Kategorie, die für die moderne Kunst noch heute einen hohen Stellenwert einnimmt. Da bis zum Ende des 19. Jahrhunderts keine künstlerischen Ergüsse überliefert sind, welche unter dem Begriff Art Brut zusammengefasst werden könnten, hält sich eine rückblickende Forschung in Grenzen. Aber es lässt sich sagen, dass schon immer

kuriose und merkwürdige Künstler Ausprägungen jenseits aller anerkannten Regeln geschaffen haben (vgl. Peiry 1999, S. 11 f.).

Dubuffet kritisiert mit seinem Kunstverständnis in jeder Hinsicht das Kollektiv der bildenden Künste. In all seinen Veröffentlichungen verpönt er die klassische Malerei, greift sie als entbehrliche Ausdrucksform an, da sie sich nicht nur mit dem Wahrnehmbaren, Sichtbaren beschäftigt, sondern sich auch als intellektuelle Kunst begreift. Dubuffet rechtfertigt diese heftige Kritik folgendermaßen: „man“ hat „die bedauerliche Entdeckung gemacht [...], dass die Kunst die schönste und die heiligste Sache der Welt sei, für die es sich gehört, verehrt zu werden, und [...] man (hat) sich mit der Idee abgefunden [...], dass der Künstler ein genialer Mensch sei [...]. Man hat mehr und mehr von der Begabung des Künstlers, von seiner Berufung, von seiner höheren Mission und von anderen eingebildeten Dummheiten gesprochen. Man hat immer mehr die Überzeugung vertreten, dass die Kunst [...] ein für wenige Erleuchtete reserviertes Monopol sei, die speziell zu diesem Zweck auf die Welt gekommen sind, und dass der Normalsterbliche sich mitnichten in ihr auszukennen, geschweige denn, sie zu verstehen hat“ (Dubuffet 1945, S. 47, zit. n. Peiry 1999, S. 36). Dubuffet prangert ergo nicht nur die Künstler, sondern auch deren Vertreter – Geschichtsforscher, Experten, Händler und Käufer – an. Die signifikanteste Kritik Dubuffets bezieht sich auf die Termini Fähigkeit und Genie: „Ich bin sehr wohl davon überzeugt, dass es in jedem Menschen ein riesiges Reservoir an höchster Kreativität und geistiger Vorstellungskraft gibt [...]. Ich halte die leider weit verbreitete Vorstellung für falsch, dass die wenigen Menschen, die vom Schicksal gezeichnet wurden, das Privileg hätten, eine innere Welt zu besitzen, die es wert ist, geäußert zu werden“ (Dubuffet 1945, zit. n. ebd., S. 36). Dies spiegelt Dubuffets eigenes Verlangen nach einem harmonischen Leben wider, was diese, in seinen Augen, Primitiven aufrechterhalten hätten. In späteren Texten werden die westlichen überlegenen und moralischen Werte schonungslos angegriffen und den Moralvorstellungen der Urvölker entgegengesetzt (vgl. Peiry 1999, S. 36). Weiter befördert er dadurch Menschen zu Künstlern: „die - wie man zu sagen pflegt – aus dem Bauch heraus schaffen und eher dazu neigen, eigene Geschmacksvorstellungen zu entwickeln, die im Gegensatz zum Geschmack ihrer Umwelt stehen, und die einen anderen Lebensstil pflegen, als es im allgemeinen üblich ist“ (Dubuffet o. A., zit. n. Theunissen/Großwendt 2006, S. 33). Art Brut im Sinne Dubuffets bedeutet demnach: „das autodidaktische, volkstümliche Schaffen,

die entsakralisierte, entaristokratisierte Kunst ... künstlerischen Autismus, künstlerische Autarkie, Nonkonformismus und Streitgeist“ (Peiry 2005, S. 38, zit. n. Theunissen/Großwendt 2006, S. 33).

4.3. Vorstellung zweier Art Brut Künstler mit geistiger Behinderung

An dieser Stelle werden zwei Art Brut Künstler vorgestellt, welche seit vielen Jahren die Chemnitzer Kunstfabrik besuchen und dort auch individuell gefördert werden. Die Chemnitzer Kunstfabrik ist eine anerkannte außerschulische Jugendbildungseinrichtung mit Schwerpunkt Kunst und Kultur. Neben anderen gestalterischen Angeboten, verfügt sie auch über eine integrative Werkstatt für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung, in welcher die Art Brut – Kunst besonders protegiert wird.

Herr H.

1957 in Leipzig geboren und mit zwei Schwestern aufgewachsen, sein Vater war Maler, seine Mutter Kinderkrankenschwester. Er besuchte die Sonderschule und arbeitete viele Jahre als Hilfsarbeiter, u.a. bis 1991 bei Robotron. Inzwischen arbeitet Herr H. in einer geschützten Werkstatt in Chemnitz und lebt bei seiner Mutter. Seine große Leidenschaft gehört der Schlagermusik, einschließlich Konzertbe-

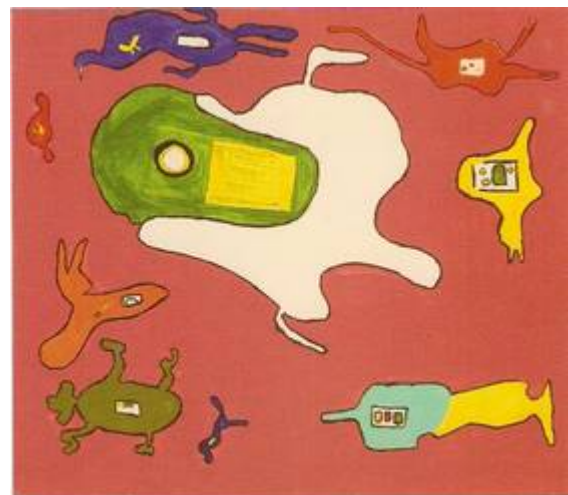


Abb. 1

suchen und Fanclubarbeit. Seit 1993 nutzt er regelmäßig die Chemnitzer Kunstfabrik und während dieser Zeit entstanden Arbeiten voller Fantasie und höchster Kreativität. Zu Beginn zeichnete er ausschließlich mit Bleistift auf Papier. So bildeten sich komplexe und traumhafte Tiere, Möbel oder Musikinstrumente oder Menschen mit außergewöhnlich vielfältigen Geschlechtsorganen. Später übertrug Herr H. diese Zeichnungen auf große Leinwände mit Acrylfarbe (vgl. Art Brut in der Chemnitzer Kunstfabrik).

Herr H. kann sich noch sehr gut an seine ersten künstlerischen Aktivitäten erinnern und beschreibt diese im Interview wie folgt: „Das hab ich, ich hab immer (Züge?) gemalt und die wurden immer besser und dann auf einmal hab ich ganz witzige Bilder auf einmal angefangen und dann hab ich momentemal gesagt und da und in einer Nacht da hab ich so (witzige?) Bilder gemalt und das hat der Herr BXXX mal mitgekriegt und da hat der gesagt, sie .. ich, ich bin dazu begabt in einen Zeichenzirkel und der suchte so und so Leute“ (S. 2, Zeile 39-45). In seinen bildnerischen Gestaltungen erfasst er sein gesamtes Lebensumfeld. Situationen die ihn beeindruckt haben, die er verarbeiten muss und wozu ihm die Worte fehlen, um dass Erlebte auszudrücken: „manche Tage hab ich wirklich Ideen und manche mal hab ich ne Leere drinne, da fällt mir überhaupt nichts ein ... und manchmal hab ich solche Ideen .. da also das sind manchmal solche Ideen, zum Beispiel hab ich jetzt eine Idee .. das ist, wir waren doch in ... in SXXX, oder wie das sich nennt, dass ist ein Ort in der Nähe von EXXX .. ja und das ist ein Ort der, wo auch die Heide grünt .. weißte und da war so ein Schiffshebewerk und das hat mich furchtbar interessiert, Elbschiff und das ist der Elbkanal, der dort lang fließt“ (S. 3, Zeile 85-93). „Also ich hab in () Urlaub gemacht, da hab ich so ne, so ne Dings so ne Hebedings und so`n Kran gemalt, wie das Schiff dann so hoch ist und das soll so`n bisschen witziger sein .. ich weiß zwar noch nicht wie, aber das fällt mir dann noch ein“ (S. 4, Zeile 104-107). Herr H. ist sich weiter auch bewusst darüber, dass er seine Leidenschaft ohne fremde Hilfe nie hätte ausleben können. Dies zeigt, wie wichtig es ist, Fähigkeiten und Potentiale von Menschen mit geistiger Behinderung nicht nur im Bereich der Kunst wahrzunehmen und aufzugreifen.

Frau S.

1959 in Limbach/Chemnitz geboren wuchs sie behütet in einem aufgeschlossenen Elternhaus auf. Sie besuchte einen Kreativkindergarten und später eine Sonderschule. Von 1975 bis heute ist sie Mitarbeiterin in einer geschützten Werkstatt und lebt in einer betreuten Wohngruppe in Chemnitz. Sie ist fasziniert von Blumen, Märchen und Musik. Die Chemnitzer Kunstfabrik besucht sie seit 1993. Frau S. unregelmäßige farbige Gitternetze entstanden anfangs auf kleinen Papierformaten um dann größere Leinwände zu überziehen. Freundliche und helle Farben überwiegen ihren künstlerischen Werken und sie entwirft, durch Märchen animiert, fantastische Bildtitel. Jedes einzelne



Abb. 2

Bild, vom ersten Pinselstrich bis zur Fertigstellung ist für Frau S. von enormer Wichtigkeit und ihre Augen drücken ihren Stolz und Selbstbewusstsein aus (vgl. Art Brut in der Chemnitzer Kunstfabrik).

Die Malerei bedeutet für Frau S. nicht nur Souveränität, sondern auch viel Freude und Entspannung: „Na so die, so die Linien, dass wenn einer halt mit die, mit die Farben dann so, so verschieden aufzufüllen .. das macht mir dann am meisten Spaß, wenn ich das dann so schön, so schön über die Flächen verteilen kann“ (S. B, Zeile 45-47); „Ja, ja und wenn ich male, dann, dass ist dann so richtig Entspannung, auch nach der, auch nach der Werkstatt, wenn es mal bisschen hoch her geht, ist tüchtiger Trubel und alles mögliche .. dann .. dann kann ich dann dort irgendwie in einer Ecke, in einer ruhigen Ecke sitzen und dann kann ich, dann kann ich .. das richtig schön vervielfältigen und dann geht mir`s dann hinterher ein ganzes Stück erst mal besser“ (S. E, Zeile 150-155). Ebenso wie Herr H. ist es Frau S. möglich, durch die künstlerisch-kreative Arbeit ein Stück mehr Lebensqualität zu erreichen. In gleicher Weise erlaubt ihr diese Arbeit, Träume und Fantasmen auszuleben, die in der „wahren“ Welt als unrealistisch oder Kindisch abgetan würden: „die übernächste Leinwand hab ich schon, hab ich schon hier über, über die Plüschtiere hab ich schon mein Thema... [...] die Plüschtiere machen Sommerfest“ (S. C f., Zeile 100-103).

Vergleichbar sind die Interessen bezüglich des Themas Schiffe, Schifffahrt usw., was darauf schließen lässt, dass ein gewisser Freiheitsdrang unbewusst oder bewusst bei Beiden vorliegen könnte. Bedeutend für Beide ist die gesellschaftliche Anerkennung, die ihnen aufgrund ihrer Kunstwerke entgegengebracht wird: „Ja, wenn du kein Künstler bist, also dann ist es also da und durch die Prominenz bin ich ja so und so schon bekannt, wie gesagt, na gucke mal der, also was der für Leute Kennt, dass ist ja Wahnsinn, sagt mir fast jeder“ (S. 9, Zeile 288-291). Beide sind auch der Meinung, dass ohne dieses Zertifikat „Künstler“ ihr Leben anders laufen würde: „da musst du da, da musst du .. attraktiv sein, ja und wenn du nichts bieten kannst, da biste unten durch“ (S.9, Zeile 285-286); „Ja da fühl ich, da fühl ich mich dann wie, wie wie ein ab- abgesch- abgestoßen, abgeschrieben, wie`s oftmals so ist“ (S. E, Zeile 161-162).

Fazit

In der künstlerischen Auseinandersetzung liegt das Potential, Erlebtes oder Empfundenes für sich selbst zu benennen. Es ist eine Möglichkeit, sich selbst und die Umwelt zu beschreiben und andere dadurch anzusprechen, wie es verbal nicht möglich ist. Kreatives Handeln bildet einen eigenen Raum, in dem alltägliche Belange ihre Kraft verlieren. Kunst erfolgt auf einer tieferen geistigen Stufe als Intellektualität und sprachlicher Ausdruck. Sie folgt einem ursprünglicheren, eigenem Denken, welches sich in den Werken von KünstlerInnen mit geistiger Behinderung unmittelbar niederschlägt.

Einige Menschen mit geistiger Behinderung vermitteln den Eindruck, als wüssten sie ganz genau, mit welchen künstlerischen Ausdrucksformen sie zu arbeiten haben. Andere sind auf Hilfe und aufmerksame Begleitung angewiesen. Entsprechend den in dieser Arbeit vorgestellten Arbeitsprinzipien sollte diese Unterstützung so feinfühlig wie möglich sein, um die individuellen Äußerungen zu erkennen, zuzulassen und zu fördern. Wie ich an den beiden vorgestellten Art Brut KünstlerInnen versucht habe aufzuzeigen, können Menschen mit geistiger Behinderung mit Lust und ausdrucksstark kreativ tätig werden. Das bedeutet aber nicht, dass jeder Mensch mit einer geistigen Einschränkung zugleich auch überdurchschnittlich kreativ ist. Dennoch sollten künstlerische Aktivitäten gefördert werden. Gerade bei Menschen mit geistiger Behinderung ist es wichtig, ihnen diesen Weg der Auseinandersetzung mit sich selbst und der Umwelt offen zu halten. Kunst bedeutet in dem Zusammenhang nicht nur Freiraum, sondern kann die verbale Artikulation überwinden und Unsichtbares sichtbar werden lassen.

Literaturverzeichnis

Art Brut in der Chemnitzer Kunstfabrik, Ausstellungskatalog

Bleidick, Ulrich (1995): Einführung in die Behindertenpädagogik II. Blinden-, Gehörlosen-, Geistigbehinderten- und Lernbehindertenpädagogik. 4. Aufl. Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer

Borchert, Johann (Hg.) (2000): Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie. Göttingen: Hogrefe

Cloerkes, Günther (1997): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Heidelberg: Edition Schwindele

Eissing-Christophersen, Christoph, Le Parc, Dominique (1997): Marcel Réja. Die Kunst bei den Verrückten. Wien: Springer

Haas, Gerhard (1995): Definition und Klassifikation von Behinderungen aus sozial-medizinischer Sicht. In: Neumann, Johannes (Hg.). Behinderung. Von der Vielfalt eines Begriffs und dem Umgang damit, S.124 – 132. Tübingen: Attempto

Hedderich, Ingeborg (2006): Einführung in die Körperbehindertenpädagogik. 2. Aufl. München: Reinhardt

Klee, Ernst (1980): Behindert. Ein kritisches Handbuch. Frankfurt a.M.: Fischer

Lempp, Reinhart (1995): Behinderung aus anthropologischer Sicht. In: Neumann, Johannes (Hg.). Behinderung. Von der Vielfalt eines Begriffs und dem Umgang damit, S. 13 – 20. Tübingen: Attempto

Merleau-Ponty, Maurice (1984): Das Auge und der Geist. Philosophische Essays. Hrsg. u. übers. von Hans Werner Arndt. Hamburg: Meiner

Neuhäuser, Gerhard, Steinhausen, Hans-Christoph (Hg.) (1990): Geistige Behinderung. Grundlagen, Klinische Syndrome, Behandlung und Rehabilitation. Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer

Neumann, Johannes (1995): Die gesellschaftliche Konstituierung von Begriff und Realität der Behinderung. In: Neumann, Johannes (Hg.). Behinderung. Von der Vielfalt eines Begriffs und dem Umgang damit, S. 21 - 43. Tübingen: Attempto

Peiry, Lucienne (1999): L` Art Brut. Die Träume der Unvernunft. Jena: Glaux

Schuppener, Saskia (2005): Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

Spohr, Hans-Ludwig (1998): Reflexionen über den klinischen Umgang mit dem Phänomen kindlicher Behinderung. Eine persönliche Betrachtung. In: Eberwein, Hans, Sasse, Ada. Behindert sein oder behindert werden? Interdisziplinäre Analysen zum Behindertenbegriff, S. 213 – 225. Neuwied: Luchterhand

Theunissen, Georg (2006): Art Brut, Kreativität und geistige Behinderung. Heilpädagogik online. Ausgabe 02, S. 32 – 60. http://heilpaedagogik-online.com/2006/heilpaedagogik_online_0206.pdf

Theunissen, Georg, Großwendt, Ulrike (Hg.) (2006): Kreativität von Menschen mit geistigen und mehrfachen Behinderungen. Grundlagen. Ästhetische Praxis, Theaterarbeit, Kunst- und Musiktherapie. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

Wendeler, Jürgen (1993): Geistige Behinderung. Pädagogische und psychologische Aufgaben. Weinheim; Basel: Beltz

Zierfas, Jörg (1998): Die Normativität des Humanen. Zur Theorie der Behinderung aus der Sicht von pädagogischer Anthropologie und Ethik. In: Eberwein, Hans, Sasse, Ada. Behindert sein oder behindert werden? Interdisziplinäre Analysen zum Behindertenbegriff, S. 96 - 117. Neuwied: Luchterhand

Internetquellen

Gercken, Günther:

<http://www.hamburger-kunsthalle.de/archiv/seiten/schlumper.html> verfügbar am 06.12.2010

Levaillant, Francoise:

<http://www.centrechastel.paris-sorbonne.fr/PagesPersonnelles/PagePersonnelleLevaillant.htm> verfügbar am 11.12.2010

Mürner, Christian:

<http://www.imew.de/index.php?id=180&id=180&type=1> verfügbar am 06.12.2010

Mäckler , Andreas

<http://www.maeckler.com> verfügbar am 06.12.2010

Normalisierungsprinzip

<http://www.heilpaedagogikinfo.de/erwachsenenbildung/begriffsdefinition-normalisierungsprinzip.html> verfügbar am 25.11.2010

Wölfli , Adolf

<http://www.adolfwoelfli.ch/index.php?c=d&level=2&sublevel=0> verfügbar am 12.12.2010

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Monaco, Dispersionsfarbe auf Leinwand, 140 x 162 cm
Ausstellungskatalog Chemnitzer Kunstfabrik

Abbildung 2: Die bunte Gardine im Kinderzimmer vom Königsschloß, die sich die Königskinder ausgesucht haben, Acryl auf Leinwand, 201 x 101 cm
Ausstellungskatalog Chemnitzer Kunstfabrik

1 Anhang

2 3 Interview mit Herr H. 4 5

6 **I:** Können Sie sich vielleicht noch mal kurz vorstellen? Name, Alter, was machen
7 Sie beruflich?

8 **H:** Also ich bin Herr H. und arbeite in der Lebenshilfe ... und zwar bin ich
9 derjenige, der immer alles machen muss

10 **I:** Können bzw. wollen Sie was über ihre Behinderung erzählen?

11 **H:** Ja, ich hab (räuspern) (hhh) eine psychische Störung im Nervenbereich und
12 das kommt dadurch, weil ich ... eine .. eine .. hier .. chronisch krank bin

13 **I:** Daher auch in der Werkstatt?

14 **H:** Ja, und ich bin deshalb dort reingekommen, weil ich (hh) [ähm] leicht ebend
15 umgekippt bin .. ja ich bin öfters mal umgekippt . mein Kreislauf hat nicht
16 mitgemacht

17 **I:** Ach so und dann hat man das festgestellt?

18 **H:** Ja, dass ich ne, ne eine, eine, eine geistliche Störung hab im Gehirnbereich
19 und die wäre ebend immer ab und zu, aber das nicht immer . ich bin sonst voll
20 funktionstätig, ich hab die ebend

21 **I:** Ja, und da ist nur phasenweise, dass die dann auftritt?

22 **H:** Ja, ja, ja und zum Beispiel ist das
23 schwierig, ich kann mich an manche gar nicht mehr erinnern, dass ist weg und
24 dann ist das weg und das kommt dann immer zeitweise wieder mal wieder ..
25 das ist komisch ja

26 **I:** Beeinflusst Sie Ihre Behinderung in Ihrem Leben?

27 **H:** Nee, eigentlich nicht (hhh) wenn` s drauf ankommt, weiß ich, weiß ich genau,
28 was ich machen muss .

29 **I:** Das ist gut.

30 **H:** Ja (hhh)

31 **I:** Sie sind nun auch Art Brut Künstler

32 **H:** Ja, ja

33 **I:** Kann man ja doch schon sagen, oder?

34 **H:** Ja

35 **I:** Wie sind Sie denn eigentlich dazu gekommen, sich künstlerisch zu betätigen?

36 **H:** Und zwar ist das angeboren durch mein Vati ..

37 **I:** Der hatte die Begabung?

38 **H:** Ja

39 **I:** Hat er Sie Ihnen weitervererbt?

40 **H:** Ja und das sind die Gene oder wie die sich nennen ..

41 **I:** Und wann haben Sie das gemerkt, dass Sie das vererbt bekommen haben?

42 **H:** Das hab ich, ich hab

43 immer (Züge?) gemalt und die wurden immer besser (hh) und dann auf einmal

44 hab ich ganz witzige Bilder auf einmal angefangen und dann hab ich

45 momentemal gesagt und da und in einer Nacht da hab ich so (witzige?) Bilder

46 gemalt und das hat der Herr BXXX mal irgendwie mal mitgekriegt und da hat

47 der gesagt, sie (hh).. ich, ich bin dazu begabt in einen Zeichenzirkel und der

48 suchte so und so Leute und das war noch in der (hh) hier bei AXXX, dass war

49 auch so ne Werkstatt (hh) und diese Werkstatt hat mir aber nicht im

50 (Grunden?) gefallen, überhaupt nicht .. also, dass war zwar alles schön

51 anlegend, aber (hh) da gab` s immer welche, die .. das mir nicht gefallen hat .

52 also wie gesagt ..

53 **I:** Aber dort waren Sie in einem Zeichenzirkel?

54 **H:** Ja dort war ich dann in Zeichenzirkel und dann waren ein paar Kollegen, die

55 waren unmöglich zu mir und das war auch der ganze Grund

56 **I:** Und wie ist es dann weiter gegangen?

57 **H:** Und dann bin ich in so, so HXXX gekommen, da bin ich aber rausgenommen,

58 weil der

59 **I:** Wer ist HXXX?

60 **H:** Das ist ein Unternehmer und da hat der OXXX, der Herr OXXX einen Brief

61 geschrieben an unsere Fürsorge, dass das für mich überhaupt nichts ist ...

62 weil ich nichts mehr zustande bracht, ich war dann erledigt jedes Mal, wir

63 mussten rammeln bis zum umfallen, also das hat mir überhaupt nicht gefallen

64 ... und darum hat och der Herr HXXX auch von einigen (hh) Leuten Ärger

65 gekriegt deswegen

66 **I:** Und bei dem Herr HXXX haben Sie ganz normal gearbeitet oder haben Sie

67 sich auch künstlerisch betätigt? Sie haben ganz normal bei ihm gearbeitet?

68 **H:** Ja, Donnerstag

69 zwar auch, aber da war ich immer bissel kaputt ... da hab ich nur kurz gemalt

70 *(Anmerkung vom Interviewer: Herr H. besucht seit vielen Jahren immer*
71 *Donnerstags die Chemnitzer Kunstfabrik, wo er sich künstlerisch auslebt!)*
72 und das war Mist und da hat dann der OXXX mitgekriegt und hat das mir dann
73 gesagt und hat gesagt, denken daran, sich dann noch einige andere noch mit
74 reingehängt, weil ich das öfters gesa- [äh] geschrieben hab (hh) und da waren
75 auch zwei schon einmal da deswegen . haben sich die Firma angeguckt und
76 das war` s () und da hat er eins auf` n Deckel gekriegt
77 und da hat der gesagt, jetzt hören sie mir mal zu hier sind Behinderte und der
78 ist und der hat schon mit` n Schwierigkeiten . und das hat den nicht
79 interessiert und da haben sie mich dann rausgenommen ..

80 **I:** Und dann?

81 **H:** . Na dann bin in die, in die (hh) in die weiter nach DXXX und da konnt ich` s
82 finanziell nicht .. also das aufbringen, dass Fahrgeld .. auch wenn ich` s
83 wieder gekriegt hab, aber ich musste es vorziehen . ich konnt` s nicht . weil ich
84 finanziell nicht .. ich einfach nicht komm, ging nicht ... ich hab auch jetzt noch
85 ganz schön zu rudern, es ist ja wieder alles teurer geworden und ich hab ja
86 och schon wieder einiges Laufen, weil ich das unverschämt finde....

87 **I:** Wie ist das mit Ihrer künstlerischen Laufbahn?

88 **H:** Na trotzdem .. manche Tage hab ich wirklich Ideen und manche mal hab ich
89 ne Leere drinne, da fällt mir überhaupt nichts ein ... und manchmal hab ich
90 solche Ideen .. da *(Anmerkung vom Interviewer: lang gesprochen)* also das
91 sind manchmal solche Ideen (hh) zum Beispiel hab ich jetzt eine Idee .. das ist
92 (hh) wie waren doch in in SXXX , oder wie das sich nennt, dass ist ein Ort
93 in der Nähe von EXXX .. ja und das ist ein Ort der *(Anmerkung vom*
94 *Interviewer: nimmt ein Schluck Tee)* wo auch die Heide grünt .. weißte und da
95 war so ein Schiffshebewerk und das hat mich furchtbar interessiert, Elbschiff
96 und das ist der Elbkanal, der dort lang fließt ..

97 **I:** Ja

98 **H:** . [hm] und dieser Elbkanal der ist deshalb angelegt wurden, dass die ganzen ..
99 [äh] hier Transportschiffe dort .. fahren tun . so und das hat mich sehr
100 interessiert, wo ich sehr gut Schiff mag . ich hab mir zum Beispiel, dass war
101 auch ein Ding, hab ich mir ein riesengroßes Schiff mal angeguckt . da hat ich
102 mal die Gelegenheit . als ich da jemanden kannte, die von der See ist . (hh)
103 und die hab ich dann mal gefragt und da haben die mir das gezeigt, dass ist

104 riesig, da kannst du dich verlaufen und das ist eben der ganze Grund weißte
 105 und da hab ich auch einiges ...

106 **I:** Und was haben Sie für eine Idee dazu?

107 **H:** Also ich hab in () Urlaub gemacht, da hab ich so ne, so ne Dings so
 108 ne Hebedings und so`n Kran gemalt . wie das Schiff dann so hoch ist und das
 109 soll noch`n bisschen witziger sein .. (hm) ich weiß zwar noch nicht wie, aber ...
 110 das fällt mir dann noch ein, ich wär dann nacher mal einige (*Anmerkung*
 111 *vom Interviewer: gestikuliert, dass er dann Skizzen anfertigt*)

112 **I:** Wie kam es denn eigentlich zu Ihren ersten Ausstellungen? ..

113 **H:** Durch`n OXXX . der hat gesagt, dass müssen wir ausstellen, dass müssen
 114 die, die Leute sehen, dass du Begabung hast .. so (hh) und das war so,
 115 eigentlich, normalerweise hat das Talent . erfunden, dass ich Talent hab, dass
 116 war meine Musiklehrerin .. ja

117 **I:** Wieso Ihre Musiklehrerin?

118 **H:** Na in der Schule, ja die hatte was mit Kunst zu tun gehabt, und da hat die
 119 gesagt, weißte was, wir haben noch Zeit und da singen wir mal einen Schlager
 120 .. und da hab ich mal einen Schlager gesungen und da wurde das immer
 121 besser und da hat die gesagt (hh) weißte was, dass halten wir mal fest .. und
 122 da hat die einen Bekannten (hhh) ich weiß nicht wie weit du folgen kannst

123 **I:** Ich kann folgen, sie erzählen gerade von Ihrer musikalischen Begabung

124 **H:** ja und weißte, und das ist so (*Anmerkung vom Interviewer: räuspert*) ich hab
 125 direkt im Chor gesungen und zwar kann ich das der Frau FXXX danken . und
 126 das war meine Musiklehrerein und die hatte Beziehungen zu Heinz Quermann
 127 . und der hat mich angehört und hatte gesagt, da könn wir was draus machen
 128 . aber leider ist das nicht .. nicht, nicht zustande gekommen, aus dem Grund,
 129 weil ebend diese geist- [ähm] diese, diese Störung hatte . da ging das dann
 130 los

131 **I:** Wie alt waren Sie da?

132 **H:** .. Wie alt war ich`n da (*Anmerkung vom Interviewer: leise gesprochen*) na
 133 zwölf, dreizehn ungefähr in der (Drehe?) und da ist das, das erste mal
 134 festgestellt wurden und da war`s mir auch einmal schlecht . und da hab ich
 135 (sozusagen?) der Schulchor und dann wie gesagt ne Arbeit und das Haus, wo
 136 ich erwachsen wurde . da, da war auch noch nichts (hh) das ging dann
 137 ungefähr richtig los ging das mit (hh) mit achtzehn und einundzwanzig ging

138 das dann los diese Störung, weil meine Stimme richtig angestrengt war (hh)
 139 und das hat mein Kreislauf nicht mehr mitgemacht . der Stress .

140 **I:** Und da haben Sie sich dann sozusagen auf Ihre künstlerische Laufbahn
 141 konzentriert

142 **H:** Ja, ja und ich hab aber keine (Beruf-?) ich hab [ähm] das ist so, ich hab keine,
 143 keine (hh) normale Berufsausbildung aus dem Grund, weil ich viel krank war .
 144 wegen dieser Sache .. so . und meine Bekannte hat mir aber die Möglichkeit
 145 gegeben (hh) diesen, diese, diese Technik oder was das ist alles noch .. zu
 146 machen .

147 **I:** Maltechniken?

148 **H:** Ja und auch hier, hier technisch . Elektroden und so was, ja das gehört auch
 149 noch mit dazu ..

150 **I:** Und wie hat sie das geschafft?

151 **H:** Na ja die, ich hatte viele Helfer

152 **I:** Ja

153 **H:** Also, wie gesagt dann ist es aber richtig schwer geworden und da hab ich
 154 dann eine eigene (Sendung?) und da hab ich gemerkt, weißte was . das wird
 155 mir zu viel und da hab ich dann automatisch . bevor` s zum umkippen war ..
 156 eigentlich bin ich während der Sendung noch nicht umgekippt, aber (hh) aber
 157 mal bei der Probe . da war` s mir auch mal schlecht .. das war furchtbar . und
 158 immer, wenn du irgendwie was anfängst . ist scheiße . und da haben die dann
 159 gesagt () ist nichts mehr mit dir und (hh) da haben die dann aber doch
 160 nichts gesagt und haben dann gesagt unseren H. lassen wir trotzdem nicht
 161 fallen (hh)

162 **I:** Als Sie noch im Chor waren? Oder?

163 **H:** ne, ne da war ich schon nicht mehr im Chor

164 **I:** Da waren sie bei der Technikgruppe oder?

165 **H:** Ja bei der Technikgruppe war ich

166 **I:** Beim Fernsehen?

167 **H:** Ja im Fernsehen .. ja da hab ich da mitgemacht bei MDR (hh) und da hatten
 168 wir da eine Unterhaltungssendung . und ich weiß das noch und da ging das
 169 los und das ging bis früh, also kannst du sagen (hh) da hatten wir um zwölf
 170 Schluss und ich musste noch abbauen und da wurde (hh) früh um vier . da
 171 hab ich die ganze Nacht nicht geschlafen und da hab ich dann (hh) die

172 Schlafstörung gehabt, dass hing auch noch mit zusammen, Schlafstörung bis
 173 zum geht nicht mehr . und da hat ebend mein Arzt gesagt, jetzt ist Schluss, du
 174 kannst das nicht mehr machen ..

175 **I:** Schade?

176 **H:** Ja, sehr schade (hh) also ich hätte immer gedacht, ne ich [hm] und ich wollte
 177 schon immer in die Unterhaltungskunst, von Anfang an .. und dann kam diese
 178 Scheiße wo ich wenig Schulbildung hab . ich bin durch (hhh) das, das war
 179 so ich bin durch Beziehungen dort reingekommen .. durch eine
 180 Schlagersängerin, die ich ein paar Blumen geschenkt hab und die hat gesagt,
 181 weißte was, dass interessiert dich so, ich frage mal (hhh) ob du das mal richtig
 182 machen kannst .. und schon war ich in der ganzen Sache da, nach vierzehn
 183 Tagen hab ich Bescheid gekriegt, dass ich mitmachen kann .

184 **I:** Wie viele Jahre haben sie dort gearbeitet?

185 **H:** Kann ich nicht so sagen, also ungefähr ... na ja ich bin eigentlich in dieser,
 186 dieser Gesellschaft noch mit drinne, aber nicht mehr arbeiten, also zwölf Jahre
 187 ungefähr, würd ich sagen

188 **I:** Also hängt da noch ein Verein mit dran?

189 **H:** Ja, da hängt der Verein noch mit dran und der heißt NXXX, dass, das, das ist
 190 alles so beschlossen wurden (hh) und ja, dass ist ein direkter
 191 Unterhaltungsverein . da gehört noch mehr dazu .. ja, die ganzen Sachen hier
 192 . sämtliche [ähm] also sämtliche Agenturen gehören da zusammen .. ja das ist
 193 eine AG und diese AG die hat dann auch . und . da ist dann der
 194 Durchbruch gekommen . das ich zu solche witzigen Bilder . bin ich nämlich
 195 durch die Künstler gekommen, weil die immer solche Ansichten hatten, solche
 196 verrückten (hh) und da sagten die immer, H. du bist doch auch so verrückt und
 197 so und so, du machst ja auch immer Witze .. ich hab immer solche (hh) ich
 198 hab manchmal, manchmal, wenn die sich (frisieren?) hab ich aus Versehen
 199 so` n Mädchen solche lauter solche kleine Zöpfe, da sah so lustig aus (hh) und
 200 da ist die so rumgerannt und das hat die dann erst später gemerkt ((lachen
 201 bis)) aber bloß die Hälfte, weißt du und die andere Hälfte war normal, dass
 202 sah so ulkig aus ((lachen bis)) .. ja mensch, ja und da hab ich dann meine ..
 203 hier die KXXX kennen gelernt . und die (hh) ist dann [ähm] die, die Inhaber
 204 von diesem Verein geworden . also, wie gesagt, die hat das . ja, das ist eine
 205 ganz liebe Seele du, die hilft mir wirklich . das ist der ganze Grund .. ja

206 **I:** Wäre alles das, was Sie mir bisher erzählt haben, ohne Hilfe möglich
 207 gewesen?

208 **H:** Nein, nicht so ..

209 **I:** Sie hätten es alleine nicht geschafft?

210 **H:** Nein, Nein

211 **I:** Was denken Sie, was der Hinderungsgrund gewesen wäre?

212 **H:** (hh) na ja, dass das organisieren, wenn ich [ähm] also Organisation kann ich
 213 sehr gut . aber wenn ich diese Störung hab, kann ich` s nicht . also, dass ist
 214 nicht jeden Tag . zum Beispiel hab ich innerhalb von, da hab ich, musst ich
 215 mal was organisieren (hh) da war zum Beispiel mal ein Star ausgefallen .

216 **I:** Was für ein Star?

217 **H:** So ein Schlagerstar und da war und da hatten wir ein Konzert und da war die
 218 eingeladen und ist aber krank geworden und da musst ich Ersatz organisieren
 219 . auf die ganz schnelle . (hhh) und da hab ich das gemacht und da hat ich` n
 220 fff- also kannst du sagen in zwei Stunden hat ich jemanden ((lachen bis)) da hab
 221 ich mich sogar mal beeilt ((lachen bis)) () und das hat
 222 irgendwann mal . ging mir das auf die Ketten . und dann war ich ne ganze Zeit,
 223 also hier, wenn irgendwas war, in der (Revisionskommission?) wenn irgendwie
 224 mal was, wenn jetzt irgendwie (hh) Stars jetzt hier irgendwie Scheiße bauen
 225 musste wir das also, dass hab ich aber dann gleich wieder abgegeben, hab
 226 gesagt, dass ist nichts für mich ..

227 **I:** Zu stressig?

228 **H:** Ja, dass war noch stressiger (hh) und ja, wie gesagt und . sonst ist eigentlich,
 229 ich mach zwar immer noch () bis zum (heutigen?) Tage mit (hhh)
 230 weil mir das auch Spaß macht ... und da haben sie eben zu mir gesagt . dein
 231 Kreislauf muss in Schwung kommen . du musst dir was suchen ... also
 232 sportmäßig und da hab ich dann mit Judo angefangen ... und dann sagte das
 233 mein Arzt, ich soll mir was suchen (hh) und da hab ich dann gesagt, wie soll
 234 ich` n das ich hab ja gar nicht das Geld und da hat der dann mir eine REHA
 235 das angeboten . also diese ganze REHA () angeboten und dann ist
 236 das auch so gekommen, dass dann meine .. (hh) mein Verein unterstützt
 237 hatten, hat gesagt, da kriegste Gelder dazu . du, dir steht so und so viel zu
 238 und da heben die mir auch teilweise das Essen bezahlt und weil ich so lang

239 schon dort bin, krieg ich immer einen gewissen Rabatt .. und das wird immer
240 mehr Rabatt, umso länger du da bist, umso mehr Rabatt ...

241 **I:** Unterstützt Sie dieser Verein auch bei Ihren Ausstellungen?

242 **H:** Ne- manchmal ja, manchmal nein, also es kommt darauf an, wenn` s, wenn` s,
243 wenn` s natürlich wenn jetzt zum Beispiel (hh) die IXXX sagt, hey jetzt hört mal
244 zu, hier könnt wir was vom H. angucken, das machen die auch .. da sind die
245 wirklich die ganzen Stars da

246 **I:** Die kommen dann als Gäste?

247 **H:** Ja, die kommen dann wirklich .. ich hab zum Beispiel eine ganze Etage mal
248 gehabt . und da waren ne ganzer Menge Leute, also da waren auch da und
249 dann gingen die Gespräche los

250 **I:** Bei einer Ausstellungseröffnung von Ihnen?

251 **H:** Ja, ja, dass war, dass hat aber meine IXXX in die Hand genommen . weil .. die
252 gesagt hat, da hab ich mehr () und ich weiß auch ne ganze Menge
253 Leute . H. die du nicht weißt .. ja un- [ähm] . und weil die dann ebend zu mir
254 gesagt, du kriegst, du kriegst jetzt auch was, was du zu tun hast, du musst
255 dich dann um die kümmern und die kümmern (hh) und ich bin ebend richtig mit
256 dran und das ist ebend die GXXX . und ebend auch noch die JXXX . ja das
257 sind allen meine Lieblingssteller (*Anmerkung vom Interviewer: Schlagerstars*)
258 die hab ich jetzt alle richtig zugeteilt gekriegt . schriftlich hoch mit` n Sta- mit`
259 n, dass ist so abgeschlossen mit Rechtsanwalt und alles was dazu gehört .
260 richtig Vertrag genommen worden ..

261 **I:** Bei dem Verein?

262 **H:** Ja, mit, mit, mit` n Verein zusammengehängt . und wenn jetzt irgend wie` n
263 Konzert ist krieg ich automatisch bescheid () also das ist extra drinne
264 . also das krieg ich immer, regelmäßig . ja und wenn ich irgendwie mal was
265 überhört hab, kann ich zurückfragen . mir haben eine direkte Zentrale (hh) die
266 direkt da zuständig ist dafür [ähm] das nennt sich die Post ... also hier die
267 Poststelle, die macht das bei uns dort (hh) so und dann ist es auch noch so
268 und durch mein Verein . weil ich nun in Judo gehe . (hh) haben die nu gesagt,
269 das passiert so viel, die Künstler werden so viel angegriffen, mir müssen jetzt
270 eine Schutzgruppe bilden . und da kam ich dann in die Schutzgruppe noch
271 ((lachen bis)) und das ist weniger schön ... also das ist wirklich wenig schön
272 und die nennt sich PXXX

273 **I:** Und da müssen sie immer mal zum Einsatz?

274 **H:** Ja, ja da muss ich auch manchmal . das sind aber nicht bloß ich alleine, da
 275 sind mehrere dort . wir haben da richtige gute sogar Kräfte, richtig gute sogar .
 276 und dadurch haben die mir auch schon oft geholfen, wenn irgendwas war, da
 277 waren die gleich da

278 **I:** Fühlen sie sich eigentlich ein Stück anerkannter, durch die Kunst die sie
 279 machen?

280 **H:** Ja, bloß mein Betrieb der fördert das sehr (hh) aber das sind ebend schade
 281 das sind weniger . Leute und zwar unsrer . unsre Geschäfts() der
 282 genehmigt das, aber so` n richtiges Interesse merk ich nicht

283 **I:** Ich meinte, ob sie sich akzeptierter fühlen, als wenn sie jetzt kein Künstler
 284 wären?

285 **H:** Nee, überhaupt nicht, aber da musst du die Leute dazu zwingen . sonst wird
 286 nichts ..

287 **I:** Wie meinen sie das?

288 **H:** Na da musst du [äh] da, da musst du (hh) da musst du .. attraktiv sein, ja und
 289 wenn du da nichts bieten kannst, da biste unten durch

290 **I:** Also denken sie schon

291 **H:** Ja, wenn du kein Künstler bist, also dann ist es (hh) also
 292 da () und durch die Prominenz bin ich ja so und so schon bekannt, wie
 293 gesagt (hh) na gucke mal der (hh) also was der für Leute kennt, dass ist ja
 294 Wahnsinn, sagt mir fast jeder ..

295 **I:** Und wie geht's Ihnen damit?

296 **H:** Sehr gut . (auch wenn du?) und durch die und ich hatte aber eine
 297 Schulfreundin, dass war so ne ganze Clique und da hörte aber so ne ganze
 298 (hhh) (wie sage?) Geschwister und die hatten eine und die Schulfreundin hatte
 299 ne Großfamilie . kannst dir vorstellen, was da los war . die waren dreizehn
 300 Geschwister ((lachen bis)) da kannst dir ausrechnen, was das los, was da los
 301 war ...

302 **I:** Was wollen sie mir mit dieser Geschichte erzählen?

303 **H:** Und das war so und die Geschwister hingen mit alle unten im Hof wo ich noch
 304 kle- [äh] Junge war und da haben wir immer alles mögliche gemacht und uns
 305 hat` s gereizt immer nach` n Westen zu schreiben .. so und dort und da wegen
 306 ist ja die Brieffreundin das geworden . ja und deswegen ist das ja so .. und da

307 hat dann immer [äh] die CXXX mitgeholfen und die kannte [äh] alle möglichen
308 Leute und die haben dann unsere Briefe rüber geschmuggelt auf deutsch
309 gesagt .. und da war auch eine sehr gute bekannte Sängerin (hhh) die ZXXX
310 war (dazu?) organisiert, darüber, die hat vieles möglich gemacht .. und ja der
311 CXXX ihr Onkel der war hier [ähm] Botschafter .. der kam auch oft in die
312 Familie besucht und da hab ich den auch mal kennen gelernt (hhh) und der
313 hat gesagt die nehm ich mit . das ist kein Thema .. das ist alles harmlos ... und
314 die haben immer wieder zurück geschrieben . wir haben das aber immer so
315 geschrieben, dass das .. nicht irgend wie, wir haben das immer [ähm] wir
316 haben zwar immer manchmal gesagt mit unseren Staat, aber immer um drei
317 Ecken oder vier Ecken . weißt du, dass war geschickt . gemacht und das hat
318 immer die CXXX gemacht und die CXXX arbeitet jetzt leider bei der Polizei
319 und die ist bei der Gerichtsmedizin und das passt ihr überhaupt nicht

320 I: Vielen Dank für dieses Interview

Interview mit Frau S.

I: Können Sie sich vielleicht kurz was über sich erzählen? Name, Alter, was machen Sie beruflich?

S: Ja, bin jetzt fünfzig, bin aber () wie viele noch jünger . und ... und ich arbeite, ich arbeite in der Werkstatt, bin in der Montageabteilung und stellen für die Sicherheitsgurte für's Auto her . und das sind dann halt so, so viele, so viele Einzelteile . bevor die dann wieder zurück in den Betrieb gehen () haben wir zwei verschiedene, einmal haben wir hier vom .. VW und das andere das in . haben sie uns mal erklärt, ist so'n ganz kleiner . weiß ich aber nicht mehr ganz genau wie der ist, wie der heißt

I: Können bzw. wollen Sie was über ihre Behinderung erzählen?

S: Ja, ich hatte mit . mit sechs Jahren hatte ich Ge- hatte ich ne Gehirnhautentzündung und . und da ist halt ein bisschen was . zurückgeblieben, aber wir können froh, froh sein als Familie, es gibt welche die sind dann nach der, nach der Gehirnhautentzündung noch schlimmer dran gewesen und bei, bei mir ist es halt, halt so .. ja mit die Beine oder so oder mit Gefühl, könnte auch sein, dass es da davon auch noch mit abhängt .

I: Sie haben kein Gefühl in Ihren Fingern?

S: Na ja, meine Finger schon, aber zum Beispiel hab ich, wenn ich hier mir irgendwie aufgerieben hab (*Anmerkung vom Interviewer: zeigt auf ihre Beine*) und dann hab ich noch so Stellen und dann zum Beispiel hier (*Anmerkung vom Interviewer: zeigt auf ihre Füße*) da drückt das zwar oder, oder ich hab, früher ich hatte mal einen zu langen Fußnagel, hab ich das nicht gemerkt, ich hab nur gesehen, wo die, wo der (Strumpf?) blutig geworden ist und hier (*Anmerkung vom Interviewer: zeigt auf ihre Knie*) hatte die Mama mal probiert .. und da fing ich an, merk ich fast nicht, obwohl und da hat sie sich auch gewundert . ist halt, ist dann halt so .. und wenn ich manchmal hinfall oder umknick ich, ich komm dann durch meine Beine . komm ich dann alleine gar nicht mehr so richtig hoch oder beziehungsweise, wenn ich jetzt irgendwo runter und dann unvorsichtig dann könnte's im Knie wieder was tun ...

I: Sie sind nun auch Art Brut Künstlerin?

S: Ja

I: Wie sind Sie denn eigentlich dazu gekommen, sich künstlerisch zu betätigen?

35 **S:** Huch .. durch` n OXXX, der jetzte uns aus` m vom Himmel zuguckt, er hat
36 mich dann über die Jahre hier, hatt er das bei mir mit immer wieder gefordert
37 und erst, erst fing er auch an auf kleine Papierblätter und später dann brachte,
38 da brachte er dann die Leinwand . und da hat er mich dann hier auf Leinwand
39 malen lassen () in der Schauspielgruppe
40 gewesen bin, hatte ich hier ne, eine Karte gemalt, na da hatte ich auch, da
41 waren lauter kleine Ecken waren das geworden und da fing er, da fing er dann
42 an hier, ich sollte das auch noch mal auf Leinwand, aber das hab ich dann,
43 hatt ich dann halt wie` s bei manchen nur einmal glaube hingekriegt

44 **I:** Und was macht Ihnen am meisten Spaß daran?

45 **S:** Na so die, so die Linien, dass wenn einer halt mit die , mit die Farben dann so,
46 so verschieden aufzufüllen .. das macht mir dann am meisten Spaß, wenn ich
47 das dann so schön, so schön über die Flächen verteilen kann ...

48 **I:** Sie haben auch sehr lustige Namen für Ihre Bilder, wie kommen Sie darauf?

49 **S:** Ja
50 mal guck ich mir` s ab, ma- mal fällt mir` s selber ein . zum Beispiel . wenn mir
51 eben was gefällt, wie zum Beispiel das hier vom FXXX, da hat er eben halt,
52 halt auf sein, auf sein Niki oder T-Shirt oder wie mer` s nennt, da eben das
53 (hh) das gro- das feine Auto, zum Beispiel hat der Papa sich hier hat
54 angeguckt, weil wollt er sich ein neues Auto kaufen und seit dem bin ich
55 Autofan . und du hast aber kein Auto?

56 **I:** Doch

57 **S:** Was hast` n du für` n Autotyp?

58 **I:** Einen VW Passat

59 **S:** Aber das ist noch nicht der neuere?

60 **I:** Nein, der alte ((lachen bis))

61 **S:** Weiß ich nicht, wir tun schon seit zehn Jahren in der (Sicherheitsgruppe?)
62 weiß ich nicht, ob von uns auch welche mit dabei sind *(Anmerkung vom*
63 *Interviewer: Sicherheitsgurte sind gemeint, die in der Werkstatt hergestellt*
64 *werden)*

65 **I:** Vielleicht hab ich ja einen von Euch im Auto

66 **S:** Beziehungsweise von einer anderen Stelle haben die dann auch solche schon
67 mal geholt ... na, manchmal da denkt man, ach du Wunder, die woll` n uns wo
68 gar keine Arbeit mehr bringen, manchmal bring die uns auch so paar

69 (klecker?) Teile, aber wenn die jetzt hier so über . über` s Wochenende,
70 wenn die dann manchmal noch (ziemlich?) Schicht, und hieß es dann auch
71 schon mal . das war noch vor der Operation, wo ich hier mit . mit drinne war
72 und () bald größer , fingen sie an, ist dass alles () da war
73 das Auto, war das gerammelte voll .. ja und untereinander . ha und wenn mal,
74 wenn mal bisschen Luft ist, eine andere Gruppe hatte was für uns . da haben wir
75 auch schon so ne . so ne . so ne Feile gemacht, hier für die, für die Lampen .
76 so Dichtungsringe (aufziehen?), dass sind genau dann die, die selben
77 Lampen, die bei uns hier in die Gruppenräume hängen früher hab ich halt
78 hier () auseinandergenommen . aber . aber irgendwo jetzt
79 hier` n Praktikum machen . gefällt mir ne . ich, die müssen sich auf mich
80 einstellen wie ich bin und ich muss mich dann denen an- irgendwie
81 unterordnen und anpassen . haut nicht hin....und jetzt, ich find` s halt bloß,
82 ich find` s bisschen Schade, dass ich jetzt seit () beziehungsweise seit ()
83) keine, keine Sachen mehr machen kann .. und wenn ich nachher mit mein
84 krank fertig bin (*Anmerkung vom Interviewer: Frau S. hatte eine Knie-OP*) ich
85 wer dieses Jahr nicht mehr groß bei der Arbeit kommen, da tu ich dann ja
86 noch, noch mein . Urlaub dann hinten ran hängen ...

87 **I:** Fahren Sie weg?

88 **S:** Ne, ich war dieses Jahr schon, aber kannst mal sehen, da kann ich nicht in
89 den Urlaub fahren .. außer ich mit dir?

90 **I:** ((lachen bis))

91 **S:** Wo fahren wir denn da hin?

92 **I:** Lassen Sie mich mal überlegen ... nach Amerika

93 **S:** Das wär schön ((lachen bis)) zu Donald Duck, Mickey Mause, die ganzen
94 Umzüge mitmachen ((lachen bis)) das wär fetzig aber das wird, ich hab
95 schon manchmal gesagt, würd ich auch gerne mal mit jemanden, nur mal
96 alleine, anstatt immer nur mit, mit Gruppe ... als nächste, was ich als nächstes
97 male, wenn ich wieder in die Kunstfabrik komm, da hab ich mir das schon
98 lange vorgenommen . da mal ich dann vom Urlaub . Schiff, wo wir die ganze
99 Woche lang gewohnt haben und die ganze Umgebung . ja und die
100 übernächste Woch- die übernächste Leinwand hab ich schon, hab ich schon
101 [äh] hier über, über die Plüschtiere hab ich ja schon mein Thema ...

102 **I:** Und was genau ist das für ein Thema über Plüschtiere?

103 **S:** Die Plüschtiere machen Sommerfest . da gehen die auch so wie wir, gehen
104 die Spiele machen, malen und alles ...

105 **I:** Wann und wie kam es denn zu Ihrer ersten Ausstellung?

106 **S:** Durch Anregung durch` n, durch` n OXXX und dann durch die, die späteren
107 durch die UXXX .

108 **I:** Wissen Sie noch, wo Ihre erste Ausstellung war?

109 **S:** Au ... meine erste ... das weiß ich leider nicht so genau und (hh) hier .. bei
110 der, eine große Ausstellung die wir auf Dauer haben und immer mal mit
111 umgewechselt wird, ist bei unserer Zahnärztin und . und dann in, dann in
112 der Stadt, dann waren wir ja mal bei den Tschechen ... und ich kann halt wie
113 vor vielen Jahren .. wie ein Elefant kann ich nur mit dem rechten Fuß
114 auftrampeln, aber hier nicht .. und wo die das operiert haben, da hat der
115 Doktor () fast wie damals, bloß (wie ein Puzzelspiel?) gewesen
116 sein, hat der den Knochen auseinandergesägt, hat den (zerstoßen?) mit der
117 Kniescheibe rum gezogen, dann hat der wie aus` m Metallbaukasten zwei
118 Schrauben, die gingen fast bis ganz rein

119 **I:** Das haben Sie Ihnen so erklärt?

120 **S:** Ja und ich hab mir, dass kannt ich früher dann ebend halt nicht, ging früher
121 nicht und da hab ich hier [ähm] jetzte .. ist halt vorne in der Akte drinne . da
122 hab ich mir . und da hab ich mir aus den (sichten?) wie das vorher, wie das
123 hinterher war , hab ich mir die .. hab ich mir die Ablichtung mitgenommen von
124 von [äh] von Dings hier von den Röntgenbilder und na ja und nun geht
125 langsam aber sicher nach dem Krankenhaus aufwärts . tu ich nun tüchtig üben
126 .. wir haben` s ja nun getestet . zu Hause, haben wir schon probiert, ob ich auf
127 Klo runter und hoch komm, geht, Stuhl geht auch, Sofa auch, aber` s Bett
128 komm ich runter .. und weil das so tief unten steht, noch tiefer als das hier was
129 man verstellen kann, dass ist ja ein richtiges Pflegebett, was ich gekriegt hab .
130 und da müssten wir nun . nun sehen, ob die das machen könnten, über die
131 Technik, dass die wie zwei, zwei Holzleisten nehmen könnten . und ... das die,
132 die . hinten und vorne dann das höher, dass ich dann hier alleine wieder hoch-
133 nämlich in der Nacht ist dann niemand mehr da

134 **I:** Erzählen Sie doch mal bitte, was Sie so in Ihrer Freizeit machen

135 **S:** In meiner Freizeit höre ich gern, gerne Musik an . von Schlager über
136 Volksmusik, Countrymusic . ebend so, so Rockmusik, meine Rock-

137 Lieblingsrockgruppe ist . Puhdys .. und, und mein, von das Beste aus fünf-
 138 fünfzehn Jahre ist mein Oldie die „Rockerrente“ . ist mein Lieblingslied und
 139 na ja und dann, dann hab ich noch Beatles .. und seit neuesten hab ich noch
 140 hier wie heißt die Gruppe gleich, mal überlegen ... wo der Mick Jagger mit
 141 drinne ist

142 **I:** The Rolling Stones

143 **S:** Bingo, ja die hab ich mir noch mit geholt ... na und dann tu ich auch gerne
 144 malen .. basteln () was.. was hier Spaß macht . im Fernsehen
 145 Musik angucken . meine Serien, Krimiserien und, und Doktorserien .. das guck
 146 ich mir alles gerne an

147 **I:** Ja, ich hab jetzt noch eine Frage. Fühlen Sie sich aufgrund Ihrer Kunst,
 148 aufgrund Ihrer Bilder in Ihrem Lebensumfeld akzeptierter? Wissen Sie was ich
 149 meine?

150 **S:** Ja, ja und wenn ich male, dann, dass ist dann so richtig Entspannung, auch
 151 nach der, auch in der Werkstatt, wenn es mal bissel hoch her geht, ist
 152 tüchtiger Trubel und alles mögliche .. dann ... dann kann ich dann dort
 153 irgendwie in einer Ecke, in einer ruhigen Ecke sitzen und dann kann ich, dann
 154 kann ich .. das richtig schön vervielfältigen und dann geht mir` s dann
 155 hinterher ein ganzes Stück erst mal wieder besser

156 **I:** Stellen Sie sich jetzt mal vor, Sie würden keine Bilder malen, keine
 157 Ausstellungen haben. Würden Sie sich dann genau so von anderen Leuten
 158 akzeptiert fühlen?

159 **S:** Nein

160 **I:** Nein? Können Sie das erklären?

161 **S:** Ja da fühl ich, da fühl ich mich dann wie, wie wie ein ab- abgesch-
 162 abgestoßen, abgeschrieben, wie` s oftmals so ist und das brauch, dass brauch
 163 ich halt . ist wie mit meinem, wie mit, ja wie halt die Musik .. und so wie, ich
 164 hab schon mal gesagt .. und wenn ich schöne Musik gehör- gehört hab .. na
 165 und dann macht das (manchmal?) noch mehr Spaß und mein Vorbild ist
 166 ehemals der Friedrich Hundertwasser, seine bunten Farben ..

167 **I:** Das merkt man an Ihren Bildern

168 **S:** Und wie ich dann so, so vervielfältige .. zum Beispiel kann ich schon mal ein
 169 ganz komplettes schon mal zeigen zum Beispiel so, so schön Bunt
 170 *(Anmerkung des Interviewers: Frau S. zeigt mehrere Skizze)* und dann hab ich

171 die auch noch Ausgabe so und auch noch ein bisschen größer ... so wie mir` s
172 dann grad einfällt, manchmal mach ich` s auch bloß so, in so eine kleine Ecke
173 oder so

174 **I:** Da haben Sie ja jetzt ganz schön viel gemalt, wenn ich den Stapel hier sehe?

175 **S:** Ja [hm] ich hatte schon gesagt, ich wollte ja schon im Krankenhaus wollte ich
176 das, aber da . in der Altenabteilung durften die` s noch machen und jetzt
177 haben sie` s verboten gekriegt, da dürfen sie halt nicht mehr so . so an die
178 Wand hängen, sonst hätt ich denen ja schon alles dort gelassen, so wie ich` s
179 gemalt hatte .. aber, es war leider nicht . aber eine Patientin, da hatte ich das
180 leider übersehen, hätt ich gerne mal eins mitgegeben, aber na ja .. hab ich` s
181 dann gelassen. bloß was mich ärgert, wenn .. wenn viele, wenn so manche
182 sind, die` s dann nicht so sehen . das ist Mist und ich hab mir dann so eine
183 Mühe gegeben, dann reißt mich das dann so weit innen drinne rum, dass
184 ärgert mich . ich hab mir Mühe gegeben, hab das fein, ich hab das fein so
185 zusammen gestellt . und der nächste . der tut dann so weg damit. ist nicht
186 schönes, genau, wenn man bastelt .. man stellt sich ja auch vor. Das .. das
187 das ein bisschen hält

188 **I:** Vielen Dank für Ihre Offenheit und für das Interview

Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Chemnitz, den 17.01.2011

Pia Jänich-Bäßler